

hEft

#22 · Oktober 2010

..... für literatur, stadt und alltag



.....zeit für



auf ruf zum wettbewerb *dacheröden art.*

Machen Sie sich ein Bild von ihrem Kulturforum Haus Dacheröden und zeigen Sie es! Gesucht werden die schönsten, umwerfendsten, aber auch die poetischsten Einblicke in die Welt der Kunst, Kultur, Literatur, Musik, Szene, Historie, des kulturellen Treibens des Hauses Dacheröden aus Vergangenheit und Gegenwart. Beteiligen Sie sich am Wettbewerb mit Foto oder Film, Lyrik oder Prosa, Zeichnung oder Malerei, Feature oder Komposition zum Kulturforum Haus Dacheröden. Die Einreichungen der künstlerischen Beiträge verschiedenster Genre können so vielfältig sein wie die Sichtweisen auf dieses Haus. Eingeladen zum Wettbewerb sind jetzige und ehemalige Besucher und Gäste, Mitarbeiter und Freunde, ambitionierte Amateure und professionelle Künstler, unabhängig von Profession, Nationalität, Alter und Geschlecht. Der Wettbewerb endet am 2. September 2011. Der erste Preis ist ein Gutschein für eine kostenlose Nutzung der Veranstaltungsetagen des Hauses Dacheröden für eine Feierlichkeit der eigenen Wahl.

heFT in die Hand

Offene Redaktion

- » am 3. November
- » um 19:30 Uhr
- » im Weinstein Le Bar

Offenes Büro

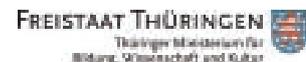
- » immer mittwochs
- » 17 bis 19 Uhr
- » Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee)

» Impressum

heFT für literatur, stadt & alltag » Ausgabe 22 (6. Jg.), Oktober 2010 » Erscheinungsweise: vierteljährlich zum Jahreszeitenbeginn » Auflage: 2.000 Stück, kostenlos » Herausgeber: Kulturrausch e.V. Erfurt » Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt, Tel.: 03 61 – 2 11 59 66, E-Mail: redaktion@heft-online.de, Netz: www.heft-online.de » Büroadresse: Alte Salinenschule, Salinenstraße 141 (Ecke Magdeburger Allee) » Bankverbindung Kulturrausch e.V.: Deutsche Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 000 » Redaktion: Alexander Lochthofen, Thomas Putz (V.i.S.d.P.), John Weide, Heike Fröhlich » Mitarbeiter dieser Ausgabe: Sven Kühnhold, Ralf Rudolfy, Ruth Elliesen » Die Meinungen der Autor/innen spiegeln nicht zwangsläufig die Meinung der Redaktion wider. » Titelgrafik, Satz & Layout: Steffi Winkler, www.winklerin.de » Druck: Gutenberg-Druckerei Weimar, www.gutenberg-weimar.de

Für Anzeigen bitte aktuelle Preisliste unter der Redaktionsadresse anfordern » Förder-Abo: 20 Euro für die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert und wird nicht automatisch verlängert » Texte sind willkommen (max. 10.000 Zeichen inkl. Leerzeichen), bitte auf Datenträger oder per E-Mail. Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redaktion. Alle Rechte bleiben bei den Autor/innen. Die Seiten 5 und 15 dieser Ausgabe enthalten satirische Inhalte. Die nächste Ausgabe erscheint am 3. Januar 2011; Redaktions- und Anzeigenschluß: 24. November 2010.

heFT wird gefördert durch die Stadt Erfurt und das Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur. Herzlichen Dank auch an die Spender/innen.



Liebe Leserin, lieber Leser,

es gibt etwas zu feiern! Der Weimarer Zeichner Ulf Salzmann, Erfinder unseres liebenswürdig-schrulligen hEFT-Urgesteins El Egoiste, ist in diesem Jahr für den renommierten Sondermann-Comic-Preis nominiert. Eine Jury wählte seinen Comic-Blog (www.flausen.net) als einen der vier besten und meistbesuchtesten deutschen Comic-Blogs für diesen Wettbewerb aus, dessen Preisträger auf der diesjährigen Frankfurter Buchmesse gekürt werden. Wir drücken alle Daumen!

Wie es der Zufall so will, ist Comic auch ohne diese Tatsache zu einem inoffiziellen Schwerpunkt dieses hEFTes geworden. Neben mehreren zeichnerischen Arbeiten zu »Zeit für Manchesterhosen«, dem Thema dieser Ausgabe, gibt es auch ein Interview mit Aleksandar Zograf, einem der wichtigsten und bekanntesten serbischen Comic-Zeichner. Grund: Er wird im Oktober nach Erfurt kommen und gemeinsam mit der italienischen Kunstaktivistin MP5 Comic- und Streetart-Workshops im Norden der Stadt geben. Was euch erwartet und wie man an den Workshops teilnehmen kann, erfahrt ihr ab Seite 13.

Die Diskussionen um die Erarbeitung des Kulturkonzeptes für Erfurt gehen derzeit in eine neue Phase. Vor kurzem wurden Handlungsfelder für das Konzept veröffentlicht, die gerade öffentlich diskutiert werden. Es finden noch Veranstaltungen zu folgenden Themen statt: »Tradition und Zukunft« (27.09., Haus Dacheröden), »Stadt-Raum« (28.09., Stadtgarten), »Starke Wirtschaft, starke Kultur« (30.09., IHK). Da kann man nur eine aktive Teilnahme möglichst vieler Menschen wünschen! Zur Einstimmung haben wir Erfurter Kulturschaffende zu den aktuellen Entwicklungen in der freien Kulturszene der Stadt befragt. Daß dabei vor allem das Fehlen von Räumen für alternative Kulturprojekte und die fehlende Flexibilität der städtischen Verwaltung ganz oben auf der Agenda standen, ist nicht überraschend. Das Interview gibt's ab Seite 8 dieser Ausgabe.

Wir wünschen diskussionsfreudige Wochen!

Die Redaktion

.....

stadt & alltag

- 04 zwischen den heften.
- 05 schöne aussicht.
- 06 alles außer gewöhnlich.
- 07 obdachlose gedichte.
- 08 bürokratie und alltag.
- 12 stell dir vor.
- 13 interzone – comic und streetart.
- 15 fünf fragen an: helius eobanus hessus.
- 15 el egoiste.
- 16 wie bei großmüttern.
- 18 gisbert zu knyphausen in erfurt.
- 20 fragmente aus der abseitsfalle.
- 21 redaktion empfiehlt.
- 22 heft-weinberatung.
- 23 förderabo.
- 24 spurensuche im trutzgau.
- 25 kulturriese an die kernberge.
- 26 onkologie der ökonomie.
- 28 sexualität und kapitalismus.

- 30 fotostrecke.

.....

literatur zeit für manchesterhosen

- 35 manchesterhosen united.
- 36 ein waidgerechter tod.
- 39 ein sehr, sehr schönes mädchen.
- 41 unausgetobt.
- 42 kurts geschichte.
- 44 der hosenkäufer.
- 48 o.t.
- 49 kollegen.

- 51 autor/innenverzeichnis.

Anzeige

Erfolg ist eine Frage von Qualität

Qualität beginnt in den Köpfen. Im Zusammenspiel mit einer professionellen Ausstattung und qualifizierten Mitarbeitern erhält die Gutenberg Druckerei GmbH Weimar diesen Anspruch. Für hochwertige künstlerische Druckerzeugnisse wie Postkarten, Veranstaltungskataloge und anspruchsvolle Bücher sind wir Ihr erfolgreicher Partner. Erfolg ist eben eine Frage von Qualität.



Gutenberg Druckerei GmbH Weimar | Marienstraße 14 | 99423 Weimar
Telefon o 3643/4168-0 | Telefax o 3643/4168-22 | info@gutenberg-weimar.de

www.gutenberg-weimar.de

Gutenberg
Druckerei GmbH Weimar



zwischen den hEFten:

25
Juni



hEFt-reliest »Zeit für Liebestöter« in der Salinenschule.

Nach dem Textil-Festival hielten wir es für angemessen, die hEFt-reliest etwas beschaulicher zu gestalten. Bei schönem Wetter machten es sich die Lesenden im grünen Hof unter einem Fallschirm bequem, das Publikum tat es ihnen auf gepolsterten Europaletten nach, gekühlte Getränke flossen gegen Spende und »Liebestöter«-Texte machten die Runde. Zwischendurch ließ es sich Rondo René Schulz nicht nehmen, angespornt durch den Moderator Herrn Rost, den weiblichen Teil des Publikums durch ausgefeilte Körperperformances in den Backstagebereich zu locken.

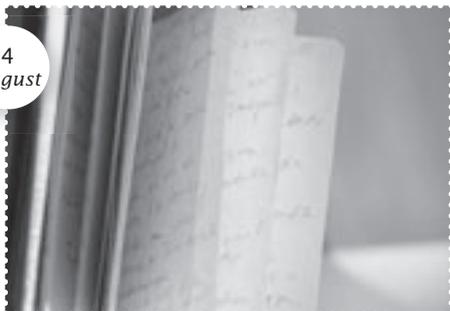
1
Juli



Büroeröffnung hEFt, Kulturrausch e. V., Textil-Festival.

Unter schwerer Sommerhitze und ohne jegliches Getöse ging die Eröffnung des Büros und Arbeitsraums für die drei Projekte vorstatten. Nun steht in der Alten Salinenschule, Salinenstraße 141, für die Projektarbeit ein 50 qm großer, ehemaliger Klassenraum zur Verfügung. Es fehlen nur noch: Stühle und Regale. Wer etwas Derartiges loswerden möchte, kann sich gerne bei uns melden (siehe Impressum) oder mittwochs zwischen 17 und 19 Uhr ins Offene Büro kommen. Letzteres gilt natürlich auch für alle, die an den Projekten mitarbeiten möchten.

4
August



Offene hEFt-Redaktion, Le Bar.

Der Start für die Erarbeitung der hEFt-Ausgabe, die ihr in diesem Moment in den Händen haltet. Und das geht etwa so: Zu spät kommen, sich vorstellen, Ideen sammeln, verwerfen, konkretisieren, Getränke bestellen, Absprachen treffen, einander kennenlernen, zwischendurch draußen eine rauchen und dabei über Lokalpolitik reden, anschließend weiterspinnen bis schließlich alle gegangen sind, dann Seiten zusammenzählen und merken, daß das Gesammelte dicke zwei Ausgaben füllen könnte, sich schließlich erinnern, daß das immer so war und bis zur Drucklegung eigentlich noch jede Menge Zeit ist.

3
Sept.



Etagenweise Textile Texte, Haus Dacheröden.

Zur Wiedereröffnung des *Kulturforums Haus Dacheröden* präsentierten wir Ergebnisse aus dem Textil-Festival, das im Mai und Juni in Erfurt stattfand. Neben Slam-Texten, Lyrik und Kurzgeschichten, die in den Festival-Workshops entstanden sind und die an verschiedenen Orten des Hauses von den Autor/innen gelesen wurden, fand zum Abschluß der unter Leitung von Hannes Hesse und Wolf Hogeckamp erarbeitete Poetry Clip »Ein Aufruf an vier verlorengegangene Freunde« mit Bleu Broode den Weg an die in Altrosa gehaltene Wand des Karolinensalons. Ein schöner Abend, der nicht nur wegen der fabelhaften Fassaden-Projektionen von Lotus Lumina mehr Gäste verdient gehabt hätte.

schöne aussicht:

Gera wird Landeshauptstadt!

01.09.2015: Die neue Hauptstadt für Mitteldeutschland steht fest: Wenn am 1. Januar Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen fusionieren, wird Gera zur Landeshauptstadt. Zwei Gründe gaben den Ausschlag: das Regierungsviertel einerseits, die Musik, mit der die zur Wahl stehenden Städte Halle, Leipzig und Gera warben, andererseits. 300 Wahlmänner, die in der MDR-Show »Einer für Tausende« ausgewählt worden waren, entschieden sich gegen Leipzig, da die Amtsgeschäfte über die pulsierende Stadt verteilt gewesen wären, was die Bürger den künftig Regierenden nicht gönnten. Auch im agilen Halle sollten die Mächtigen nicht unterkommen, war immer wieder zu hören. Gera bot ein ganzes Viertel: Die Regierung soll sich im

leergezogenen Neubaugebiet Lusan einrichten. So bleiben Mietkosten niedrig und Amtswege kurz. Außerdem hoffen die Wahlmensen, die Regierenden konzentrierten sich mangels kultureller Angebote stärker auf die Arbeit. Als entscheidend für die thüringische Stadt stellten sich jedoch die Werbestrategien der Gegner heraus. Für Sachsen waren nämlich die ehemaligen Thomaner »Die Prinzen« ins Rennen gegangen. Sie hatten »Bruder Jakob« umgedichtet: »Schwester Leipzig – wachst du schon?« Nach zwanzig Minuten fielen die Wählenden in den bis dahin einseitig gebliebenen Wechselgesang ein und antworteten: »Gera hat gerufen, Gera hat gerufen ...« Offenbar förderte das den Entscheidungswillen: Schon fünf Minuten, nachdem die Bandmitglieder abgeführt wurden, forderten die Wahlmänner in of-

fener Akklamation, Gera zur Landeshauptstadt zu machen. Aus engsten Kreisen erfuhr das hEft von einem geheimen Zusatzprotokoll, nach dem alle Knabensingschulen des neuen Landes geschlossen werden sollen. Für Thüringen hatte zuvor Ute Freudenberg die »Jugendliebe« besungen. Viele schunkelten, einige weinten – der Vortrag berührte. Sachsen-Anhalt warb für Halle, hatte jedoch keinen Musiker dafür gewinnen können. So präsentierte das Land eine fünf Jahre alte Aufzeichnung der Händel-Oper »Messias«, konnte damit aber nicht überzeugen. Nach der Entscheidung skandierten die Wahlmensen »Ute, Ute«. Und die neue Gesamt-Landes-Heilige sang noch einmal vom »Tag, wo man beginnt, alles um sich her ganz anders anzusehen«. In Gera sollte man das als Aufruf verstehen. (jr)

Entspannter Schwarzfahren

10.10.2011: Erfurt ist nicht Paris und Paris ist nicht Erfurt. Aber vielleicht Stockholm? Auch nicht ganz. Allerdings, neben diesen beiden Weltstädten gibt es in unserer beschaulichen Puffbohnenmetropole seit sechs Monaten etwas, was es sonst nirgends auf der Welt gibt: eine funktionierende Versicherung gegen das Schwarzfahren. Das Prinzip ist einfach: Die potentiellen Schwarzfahrer zahlen monatlich einen Betrag in einen gemeinsamen Topf ein und aus diesem werden dann die Bußgelder derjenigen beglichen, die erwischt wurden. Laut Matthias Straba sind das »im Moment gerade einmal 7 Euro im Monat. Nicht viel im Vergleich zum Preis einer Monatskarte.« Straba ist BWL-Student und Mitinitiator des Projektes. Denn daß so etwas von

keiner herkömmlichen Versicherung versichert wird, dürfte klar sein. Nicht zuletzt deshalb, so Straba, da bei diesem Projekt nicht der Betrug im Vordergrund stehe, was man von den meisten Angeboten der Versicherungen nicht gerade behaupten könne. Die Motivation der Mehrheit der »Versicherungsnehmer« ist nicht der finanzielle Vorteil durch die Beförderungerschleichung, wie das Schwarzfahren in korrektem Amtsdeutsch bezeichnet wird, sondern sie entspringe der Überzeugung, daß die Beförderung durch öffentliche Verkehrsmittel eine gesellschaftliche Aufgabe sei und gefördert werden müsse. »Dieser ganze Individualverkehr ist ja der reine Wahnsinn und dient doch nur der Herstellung optimaler Verwertungsbedingungen für das Kapital.«, ereifert sich Straba. Die Verkehrsbetriebe versuchten, dem

Treiben durch verstärkte Kontrollen beizukommen. »Da stand alles auf der Kippe«, erinnert sich Straba, aber das Problem konnte durch einen verstärkten Einsatz von Hütchenspielern vor der Staatskanzlei gelöst werden. Wer nun meint, die Versicherung werde vor allem von den »bildungsfernen Schichten« in Anspruch genommen, der irrt. »Wir haben alles dabei«, sagt Straba, »Anwälte, Maurer, Arbeitslose. Ja selbst Fahrkartenkontrolleure haben sich bei uns versichern lassen!« Das Projekt sei für ihn ein Hoffnungsschimmer in einer dem Untergang geweihten Gesellschaftsordnung, sagt Straba und lächelt dabei verschmitzt. Denn »dieses Modell läßt sich ja auch auf andere gesellschaftliche Bereiche übertragen.« Da bleibt uns nur noch, allen »Versicherten« auch weiterhin eine schöne gute schwarze Fahrt zu wünschen! (ap)

alles außer gewöhnlich.

Kulturforum Haus Dacheröden | Ort des Dialogs der Kulturen

Es weht ein frischer Wind in den alten Gemäuern des Hauses Dacheröden. Nach über fünfjähriger Bauzeit öffnete das Kulturforum am Anger 37 am 2. September wieder seine Pforten. Geht es nach der Leitung des Hauses, werden durch diese Pforten zukünftig nicht nur »alte« Stammgäste, sondern auch viel neues Publikum gehen

Um die Ursprünge des Hauses als Treffpunkt für Kulturschaffende, so interessant diese auch sein mögen, soll es im Folgenden nicht gehen. Wer möchte, findet Informationen zu den architektonischen Besonderheiten, der Bau- und Nutzungsgeschichte in Publikationen und im Internet. Dort wird auch ausführlich über die bis heute wirkenden Einflüsse des ehemaligen Besitzers Karl Friedrich Freiherr von Dacheröden und seiner Tochter Caroline, der späteren Ehefrau Wilhelm von Humboldts, berichtet. So war das Haus Dacheröden seinerzeit Treffpunkt »gleichgesinnter junger Schöngelster«, zu denen auch Goethe und Schiller zählten, und die die Räumlichkeiten für philosophische Gespräche, Musik und Kunst nutzten.

Junge Schöngelster sind auch heute noch willkommen. Seit 1992 nutzt die Stadtverwaltung Erfurt das Haus Dacheröden, das 1995 in ihren Besitz überging, als Veranstaltungs- und Ausstellungszentrum. Mit der Gründung des Europäischen Kulturzentrums in Thüringen (EKT) in den 1990er Jahren etablierte sich das Haus als ein Zentrum für alternative und außergewöhnliche Kulturprojekte. Als im Jahr 2004 die Sanierung des Hauptgebäudes begann, waren die einflussreichen Zeiten des EKT vorbei, Pläne für die zukünftige Nutzung aber durchaus vorhanden. Doch es kam anders. Am Abend des 23. August 2006 geriet alles aus den Fugen: Das Haus stand in Flammen, die Baufortschritte der letzten Monate wurden zunichte gemacht, das Löschwasser tat



Foto: Ronja Büsch

sein Übriges, die bevorstehende Eröffnung des Hauses mußte auf unbestimmte Zeit verschoben werden.

Zweifelsohne war dieser Brand das Schlimmste, was dem Haus passieren konnte. Was aber seine Nutzung betrifft, stellt sich dennoch die Frage, inwieweit das Haus Dacheröden, wäre es in der regulären Bauzeit saniert worden, so aufgeschlossen für die junge und alternative Kunstszene wäre, wie es sich jetzt präsentiert. Bereits in der Eröffnungswoche, die unter dem Motto »Alles außer gewöhnlich« stand, wurde deutlich, was ein neuer Wind alles mit sich bringt. So wurde nicht nur über junge Kunst gesprochen, wie in der Diskussionsrunde »Konzept – Szene – News: Urbane Kulturen in Bewegung, aber wie und wohin?«, es wurde auch Kunst geboten: Lotus Lumina verpaßten der Fassade des Hauses mittels Projektion einen neuen Anstrich, das Klanggerüst wartete mit Musik und Bildern auf und das hEFT präsentierte etagenweise textile Texte.

Nach Aussage der Leiterin des Kulturforums, Steffi Gorka, versteht sich das Haus Dacheröden als einen Ort des Dialogs der Kulturen, der kulturellen Begegnung, Bildung und Kommunikation. Es sei ein offenes Haus für alle Bürger in Vereinen, Netzwerken und Organisationen, die sich in den Bereichen Musik, Literatur, bildender und darstellender Kunst, aber auch den Bereichen Medien, Wissenschaft oder Geschichte engagieren. Und es sei für etablierte Künstler genauso geöffnet wie

für Projekte, Experimentalkunst und Kreativität freier Initiativen und junger Künstler.

Entscheidend für die Zukunft dieses Hauses und die Erfüllung der vorhandenen Ideen mit Leben wird sein, was die potentiellen Nutzer daraus machen. Auf die rund zehn Wechsausstellungen pro Jahr kann sich jeder Künstler bewerben. Darüber hinaus können alle Räume für Veranstaltungen gemietet werden. Mit Preisen zwischen 90 und 300 Euro pro Tag (bzw. 15 bis 50 Euro pro Stunde) sind diese zwar nicht kostenfrei, aber durchaus günstig. Apropos Miete: Wer diese nicht zahlen kann, dem sei der Hinweis der Kulturbeigeordneten Tamara Thierbach ans Herz gelegt, die im Rahmen der Eröffnungspressekonferenz sagte, daß die Abteilung Kunstförderung/Soziokultur ebenfalls im Haus Dacheröden untergebracht ist.

Bleibt zu hoffen, daß der frische Wind dauerhaft in den alten Gemäuern weht. Daß die Stadt diesem weiterhin so aufgeschlossen gegenübersteht, wie die Kulturschaffenden die sich ihnen bietenden Optionen nutzen. Und daß sich das, was jetzt noch »alles außer gewöhnlich« sein mag, fest etabliert.

Ronja Busch

» **Geöffnet dienstags bis sonntags von 10 bis 18 Uhr**
» **www.erfurt.de/hausdacheroeden**

obdachlose gedichte.

Daß der Bürgersteig ein klassischer Ort für die Präsentation literarischer Texte ist, kann man nicht gerade behaupten. Schon gar nicht, wenn es sich um den der Magdeburger Allee im Norden der Stadt handelt. Umso bemerkenswerter ist daher das Projekt, das seit 23. September in eben jener Allee in Erfurt stattfindet. 62 Texte wurden auf der gesamten Länge mit Kreide und Schablonen auf den Bürgersteig gesprüht. »Die Texte werden den Lesern quasi vor die Füße geworfen, und selbst am Lesen Uninteressierte können sich eines kurzen Blickes wohl kaum er-

wehren«, sagt Georg Maltzen, der diese Streetart-Aktion ins Leben gerufen hat. Durch das Lesen kann sich der Passant – ob Flaneur oder Vorbeieilender – über seine eigene Rolle innerhalb des Stadtviertels bewußt werden, Widersprüche und Erfahrungen reflektieren.

Die Laufzeit des Projektes ist stark von den Wetterbedingungen abhängig. Und das hat für Georg Maltzen nicht nur Konsequenzen für den Leser, sondern auch für den Text: »Dem postmodernen Trend folgend, daß Protagonisten wissen, daß sie sich in einem Buch befinden,

weiß das Gedicht in diesem Fall, daß es obdachlos ist.« Wem also der Regen zuvor gekommen ist, der kann sich die Texte und Fotos im Nachgang in einer dokumentarischen Ausstellung ansehen.



» **Ausstellungseröffnung und Lesung, 1. Oktober, Stube, Magdeburger Allee 134, Erfurt**
» **Infos: www.ladebalken.info, www.maltzen.blogspot.com**

bürokratie und alltag.

Ein Gespräch mit Karina Halbauer, Felix Schwager, Dirk Teschner und Klaus Tkacz über temporäre Kulturräume, städtische Kulturkonzepte und unfreiwillige Sozialarbeit

Die freie Kulturszene in Erfurt scheint seit einiger Zeit mobil zu machen. Es entwickeln sich neue Orte und Veranstaltungskonzepte, der städtische Raum wird okkupiert, wie bei der Räuberwiese oder der Fête de la Musique. Und ein Teil der Kulturszene verläßt die Altstadt und siedelt sich, temporär oder dauerhaft, in den Gründerzeitvierteln an. Man denke an Ladebalken, Klanggerüst oder die Projekte im Alten Innenministerium. Andererseits scheint die Zusammenarbeit zwischen der freien Kulturszene und der Stadtverwaltung, nicht zuletzt durch die Installierung des Koordinators für die freien Träger, immer besser zu funktionieren, zuletzt bei der Wiedereröffnung des Hauses Dacheröden. Könnt ihr diese Entwicklungen bestätigen und wo seht ihr die Gründe dafür?

Tkacz: Wir belegen ja mit der Theaterfirma viele Räume im öffentlichen oder halböffentlichen Raum und eins ist klar: Die Räume werden knapper. Es wird vermehrt gebaut, egal ob das der Kornspeicher in der Ackerhofgasse oder etwas anderes ist, und dadurch verschwinden viele Freiräume. Die Wahrnehmung ist natürlich auch eine andere und hängt davon ab, wie stark solche neuen Projekte publik gemacht werden. Dadurch wird vielleicht manches erst entdeckt, das vor drei Jahren noch ohne Werbung in Nischen stattfand. Dazu kommt, daß die Baulücken so gut wie alle gefüllt sind, die Innenstadt geglättet ist und es dann stärker auffällt, wenn eine noch vorhandene Lücke besetzt wird. Und: Die städtischen Räume werden teurer und es gibt höhere Auflagen dafür. Andererseits, jetzt wurde das Haus Dacheröden wiedereröffnet, da entsteht auch wieder die Möglichkeit für einen Kulturraum. Das ist ein tolles Angebot der Stadt.

Halbauer: Ich würde schon sagen, daß die Stadt in bestimmten Punkten auf uns zugeht. Ein gutes Beispiel ist der »Kunstrasen«, eine Veranstaltung, die im August auf einer Brachfläche am Nordbahnhof stattfand. Die Leute sind auf die Stadtverwaltung zugegangen und haben dort sehr schnell und unkompliziert Unterstützung bekommen. Das sind natürlich so Leuchtpunkte, aber da gibt's auf jeden Fall noch ganz viele Schwierigkeiten mit der Verwaltung.

Teschner: Das Problem ist: Wenn neue Räume entstehen, werden alte geschlossen. Das Alte Innenministerium ist seit drei Monaten zu, die Galerie 7a ist in einem

Monat weg. Räume, die wichtig waren, sind plötzlich wieder verschwunden. Aber eigentlich müßten ja neue Räume zusätzlich zu den alten entstehen. Was ich dabei sehr wichtig finde, ist, daß vieles von dem, was gerade passiert, ohne Zutun der Stadt entstanden ist, ohne Förderung oder Bereitstellung von Räumen. Es gibt zwar seit einem Jahr einen Dialog zwischen freier Kulturszene und Stadt und mit Marcus Welther einen Ansprechpartner in der Stadtverwaltung für freie Projekte, aber jetzt wird es Zeit für Ergebnisse. Und die Diskussion um ein neues Kulturkonzept dauert nun schon über ein Jahr, und es hat kaum noch jemand Lust, sich daran zu beteiligen. Auf den neuen Kulturdirektor bin ich auch gespannt. Ich hoffe, daß es kein Verwaltungsbeamter sein wird.

Stichwort Kulturkonzept. Klaus, du warst zu Beginn des Prozesses als Vertreter der freien Kulturszene Mitglied der Arbeitsgruppe (AG) Kulturkonzept. Wie hast du die Arbeit erlebt?

Tkacz: Am Anfang ist ein Problem dieses Kulturkonzeptes gewesen, daß niemand wußte, wie man ein solches Konzept für einen lebendigen Raum erarbeitet, welche Strukturen für diesen Prozeß notwendig sind. Und lebendig heißt auch, daß sich so etwas entwickelt und daß man in diese Entwicklung hinein muß. Das heißt, mit vielen Leuten gleichzeitig zu kommunizieren, was natürlich für zehn Personen, aus denen die Arbeitsgruppe besteht, gar nicht zu leisten ist. Und das wurde dann auch schnell klar und mit dem öffentlichen World-Café-Forum im August 2009 aufgegriffen. Das wäre für mich der Ansatz, wie ein Kulturkonzept entstehen kann. Indem man sich vielleicht monatlich im großen Kreis trifft, um dann irgendwann zu merken: Ok, ich habe hier Vertreter, die mich dann zwischendurch auch vertreten, und ich finde auch meine Ideen wieder. Und ich als Freischaffender mußte mir dann einfach auch eingestehen, daß ich nicht die Zeit habe, jede Woche mindestens zwei Interessengruppen zu besuchen, um zu erfahren, was verlangt wird.

War das auch der Grund, weshalb du aus der AG ausgetreten bist?

Tkacz: Ja, weil meiner Forderung, das aufzuteilen, dann eben nicht nachgegeben wurde. Das heißt, ich



wollte noch zwei Vertreter, damit wir uns abwechseln können, weil es allein nicht zu leisten war.

Verfolgt ihr die Entwicklung des Kulturkonzeptes?

Teschner: Ich hab es ja vor einiger Zeit kommentiert und Vorschläge unterbreitet. Daraufhin gab es ja auch eine Reaktion vom Leiter der AG, Dr. Wolfgang Beese. Dann wurden ja bestimmte Dinge weiterentwickelt und jetzt gibt es neue Vorschläge. Daran merkt man, wie zäh das Ganze ist. Mein Problem dabei ist, daß ich nicht weiß, wie man Vorschläge und Kritiken äußern kann, die dann auch aufgenommen werden. Ich hab mich zum Beispiel hingesetzt und ein Papier dazu geschrieben und sehe nun in dem neuen überarbeiteten Vorschlag der AG, daß da kaum etwas davon aufgegriffen wurde. Wenn andere das auch so machen und dann sehen, daß ihre Vorschläge nicht aufgenommen werden, dann heißt das doch, daß die kleine AG das Konzept alleine macht, und das geht eigentlich so gar nicht.

Schwager: Ich hab die Entwicklung entfernt in der Presse verfolgt und ich denke, daß das nicht funktioniert, wenn da nach einem Jahr nichts dabei herauskommt. Und das liegt sicher auch an der Herangehensweise. Es ist eben mit einem Internetforum nicht getan. Ich habe den Eindruck, daß da wirklich der Input von außen fehlt. Ich weiß auch nicht, ob man sich mit dem Kulturkonzept für die ganze Stadt Erfurt nicht zuviel vorgenommen hat. Ich persönlich bin immer mehr auf Projektarbeit gedrillt. Also es gibt ein Projekt, es gibt ein Ziel, es gilt etwas zu machen, so entsteht etwas.

Teschner: Es ist eben auch ein Expertentreffen und keine AG von Vertretern. Das hat natürlich etwas mit dem Politikverständnis zu tun. Normalerweise müßte es ja so sein, daß die jeweiligen Vertreter in einem ständigen Diskussionsprozeß mit der Gruppe oder den Parteimitgliedern stehen, die sie vertreten, und das dann wieder in die AG tragen. Die Wirklichkeit ist im Moment aber so, daß sie als Experten, als die sie in der AG sitzen, das aufschreiben und diskutieren, was sie selber denken. Und das ist etwas ganz anderes. Ob sich durch die jetzt

stattfindenden Podien zu den Handlungsfeldern etwas ändert, bleibt abzuwarten. Daß es auch anders funktioniert, haben Dresden, Freiburg und Linz gezeigt, und das haben wir auch im Vorfeld schon gesagt. Dort haben hunderte Gruppen an dem Kulturkonzept gearbeitet, da wurden Fragebögen an alle Haushalte verschickt und jeder Bürger hatte die Möglichkeit, sich zu äußern.

Neben dem Kultur-Leitbild wurden zuletzt auch vier Handlungsfelder im Internetforum veröffentlicht.

Schwager: Das ist ja genau das. Ich habe davon nichts mitbekommen. Das liegt vielleicht auch daran, daß von der Seite derer, die dieses Forum betreiben, das in keiner Weise forciert wird. Und wenn man dann nicht zufällig darauf stößt, bekommt man es gar nicht mit. Ich glaube, daß es in Erfurt schon das Potential gibt und an verborgenen Stellen auch die Leute, die das nötige Wissen haben. Aber die müssen halt auch angesprochen werden.

Tkacz: Als ich in die AG hineinkam, hatte ich eine Vision. Ich habe selber jahrelang bei der Stiftung Weimarer Klassik erlebt, wie es funktionieren kann. Dort gab es jemanden, der hatte zwar kein Geld für uns, aber der hat gesagt: Ich versuche, alles möglich zu machen, damit ihr arbeiten könnt. Das war wunderbar. Und mein Vorschlag für Erfurt war: Bevor wir anfangen, ein Kulturkonzept zu machen, verpassen wir jedem städtischen Beamten, ob beim Friedhofsamt oder bei der Stadtentwicklung erst einmal einen Aufkleber: Ich bin ein Teil der Kultur und fördere sie. Wenn ich dann auf irgendein Amt gehe und ein Anliegen habe, kann ich mich immer darauf berufen: Da klebt der Aufkleber und jetzt schauen wir, daß es umgesetzt werden kann.

Im Handlungsfeld »Starke Wirtschaft, starke Kultur« ist explizit die kommunale Förderung von kultur- und kreativwirtschaftlichen Projekten vorgesehen. Was erwartet ihr euch von einer Förderung der Kreativwirtschaft – und wie kann diese aussehen?

Tkacz: Ein wunder Punkt ist natürlich, wenn die Stadt irgendwelche Gebührensatzungen erläßt für Räumlichkeiten, die man nutzen will, und gleichzeitig aber die Förderung zurückfährt. Ein Beispiel: Wir bekamen vor drei Jahren 3.000 Euro Förderung für »Don Quichotte« und haben davon 2.000 Euro Miete für den Innenhof der Musikschule an die Stadt bezahlt und noch einmal 1.000 Euro für die Bewachung. Also, wir haben eigentlich nichts weiter gefördert bekommen, als die mietfreie Nutzung des Hofes. Das wäre natürlich alles viel einfacher gegangen, allein über der Abrechnung saß ich eine Woche. Und das ist einfach un kreativ, das nimmt jede Lust, mit einem städtischen Partner zu arbeiten. Wenn es um Kreativwirtschaft geht, dann geht es auch immer darum, daß man auf einfachem Weg miteinander kommunizieren kann. Wenn es also ein Lichtbanner auf der

Der politische Wille muß über dem selbstlebenden Verwaltungsapparat stehen, und das muß man spüren.

Klaus Tkacz

Straße geben soll, könnte die Stadt auch sagen, macht das mal, und wenn es ein Problem gibt, dann kümmern wir uns dann darum. Im Moment funktioniert es genau andersherum. Ich bekomme von den Ämtern erst einmal alle Probleme aufgezählt, die auftreten könnten. Und wenn ich die alle aus dem Weg geräumt habe, dann kann ich wieder mit meiner Idee kommen.

Teschner: In dem Papier werden als Kooperationspartner, mit denen in Zukunft enger zusammen gearbeitet werden soll, der Zughafen für den Musikbereich und die »artthuer« für die Bildende Kunst genannt. Mit dem Zughafen arbeiten wir ja auch eng zusammen, aber es gibt ihn schon längst als gut funktionierenden Musikbetrieb. Es geht aber darum, Neues zu entwickeln – Musikbüros zu schaffen, Häuser für Proberäume und neue Labels. Und auf dem Gebiet der zeitgenössischen Kunst ist es ein Witz gerade eine Kunsthandwerksmesse, die über Thüringen hinaus überhaupt keine Rolle spielt, als zukunftsweisend zu nennen. Die Stadt sagt einerseits, daß sie immer weniger Geld hat, was ja auch stimmt, und andererseits gibt es immer weniger geeignete Räume. Also, wie soll die Stadt ohne Geld und ohne Räume dann die Kreativwirtschaft fördern? Da fällt mir nur eine bessere Kooperationsbereitschaft der Ämter ein.

Schwager: Wenn man wirklich eine lebendige Kulturszene schaffen will, ist dieser eine Mitarbeiter natürlich völlig überfordert. Wir als Galerie 7A versuchen, uns soweit wie möglich da heraus zu halten. Die Stadt kann sich gerne mit uns schmücken, das ist mir egal, aber wir haben kein Interesse, uns mit den ganzen Ämtern herumzuschlagen. Da läuft dann natürlich vieles illegal, aus Sicht der Stadt. Aber das macht es für uns einfacher, Sachen umzusetzen, ohne vorher eine Woche lang durch die Ämter zu gehen und zu versuchen, eine Genehmigung zu bekommen.

Im Handlungsfeld »Stadt-Raum« ist auch von der Entwicklung und der Unterstützung von Kulturräumen für neue Kulturinitiativen und einer Neukonzeption des Bereiches »Kunst im öffentlichen Raum« die Rede. Welche Unterstützung erwartet ihr zukünftig von der Stadt hinsichtlich der Raumsituation?

Halbauer: Die Genehmigungsverfahren der Verwaltung müssen, gerade für junge Menschen, die eine Idee haben, erleichtert werden, die wissen gar nicht, wo sie hingehen sollen. Die Leute von der Galerie 7A haben am Anfang erst mal losgelegt, um zu zeigen: Ich will jetzt etwas tun. Und dann setzen die Probleme ein, und an der

Stelle müßte die Stadt sagen: Ok, Ihr habt angefangen und wir unterstützen euch und legen euch keine Steine in den Weg. Aber ich glaube auch, daß bestimmte Leute auch die Wege durch die Ämter gehen müssen, um für die Nachfolgenden den Weg einfacher zu machen.

Tkacz: Im Moment gibt es zwei Fraktionen: den politischen Willen und den selbstlebenden Verwaltungsapparat. Aber der politische Wille muß über dem Verwaltungsapparat stehen, muß ihn durchdringen, und das muß man spüren.

Schwager: Es muß ja auch nicht immer alles von der Stadt getragen werden. Ich hab da auch gar kein Interesse. Wenn es sich professionalisiert und größer wird, dann kann man durchaus auch die Wirtschaft oder Stiftungen ansprechen. Je größer der Partner im Hintergrund wäre, desto größer wäre auch der Druck auf die Stadt, wenn etwas genehmigt werden müßte. Oder auch Kooperationen über Erfurt hinaus, mit anderen Städten. Wenn es da läuft und nur in Erfurt nicht, ist das einerseits schlecht für die Stadt, andererseits gut für uns. Dann gehe ich eben wieder weg.

Mit dem Café April und danach mit der Galerie 7A ist seit letztem Jahr ein hochfrequentierter Ort für zeitgenössische Kunst entstanden. Was denkst du, Felix, welche Lücke habt ihr besetzt?

Schwager: Die Lücke heißt: Jung sein – dabei sein. Die Kunst stand ja am Anfang nicht im Vordergrund. Das Café April war ja eher ein alternativer Treffpunkt für junge Leute, die die Räumung des besetzten Geländes zu verkraften hatten. Es fanden Konzerte, Ausstellungen und Parties statt. Als neue Raumnutzer haben wir uns dann entschieden, aus dem Café eine Galerie für zeitgenössische Kunst zu machen. Das hat sich alles sehr schnell herumgesprochen. Die meisten Leute kommen, weil sie das Café April kannten oder gehört haben, daß bei den Ausstellungseröffnungen was los ist, vielleicht auch aus Mangel an Alternativen. Ein großer Vorteil ist natürlich die zentrale Lage.

Halbauer: Die Suche nach alternativen Räumen war der Anfangspunkt. Nach der Räumung des Besetzten Hauses im April 2009 war ja 'ne Menge Aufruhr – und dann war das Café April da: Underground, aber mitten in der Stadt! Und dann dahin. Das hatte so was Revoluzzermäßiges, und die Leute wollten sich daran beteiligen. Wichtig ist, daß die Leute durch so etwas Anregungen für ihre eigenen Sachen bekommen, daß man so kleine Leuchttürme schafft und das Gefühl hat, das kann funktionieren. Auch wenn es da erst einmal nur um Party geht, aber da schwingt immer auch mehr mit.

Dirk, du hast nun in diesem Jahr zum zweiten Mal die Kunstlawine im Alten Innenministerium mitveranstaltet. Der Ort, der auch für viele temporäre Kulturprojekte und Veranstaltungen genutzt worden ist, lag außerhalb der Altstadt und hatte ja ein

gewisses urbanes Flair. Nun wird er saniert. Wie fällt dein Fazit nach zweijähriger Nutzung aus?

Teschner: Es war insgesamt ein Erfolg und zeigte, welches Potential da ist und an solchen Orten wachsen kann. Es gab großartige Ausstellungen, Konzerte, durchtanzte Nächte, Vorträge, Filme und Theateraufführungen. Ateliers in Größen, die es woanders in Erfurt nicht gibt, für unfaßbar geringe Mieten machten für einige Monate aus einem Teil des Innenministeriums ein Kreativhaus. Das Projekt begann ja auch kurz nach der Räumung des Besetzten Hauses, was dann unbewußt wie ein Puffer gewirkt hat und was natürlich auch Probleme mit sich brachte, weil die Polizei dachte, hier würde ein neues Haus besetzt. Das Projekt kam ja ohne städtische Unterstützung zustande, weil die privaten Besitzer mit der kulturellen Nutzung für das Haus werben wollten, und das hat ja auch funktioniert. Dazu kam: Man mußte neben professioneller Galeriearbeit auch Kulturarbeit, Jugendarbeit und Sozialarbeit machen. Plötzlich kamen ganz viele Leute, die sich gar nicht für Kunst interessierten. Die fanden den Raum klasse, Musik, Party usw., und wollten einfach mal die Sau rauslassen. Es gab unschöne Dinge, Bilder wurden geklaut und anderes. Und da merkt man, daß es hier in der Stadt an Räumen fehlt. Und darum konzentriert sich das alles an solchen Orten.

Wichtig ist, daß man kleine Leuchttürme schafft. Auch wenn es erst einmal nur um Party geht, schwingt da immer auch mehr mit.

Karina Halbauer

Karina, ihr habt mit dem Projekt Ladebalken auch die Altstadt verlassen und macht eure Projekte vor allem im Norden der Stadt, rund um die »Stube« in der Magdeburger Allee. Was gab den Ausschlag?

Halbauer: Wir wohnen dort. Der Norden hat so einen ganz bestimmten Spirit. Und wir haben die Potentiale dort gesehen, in der Architektur, aber auch in der Lebenskultur, und möchten mit Plattform e. V. und Ladebalken Anregungen und Möglichkeiten geben, sich dort in irgendeiner Form auszulassen. Wir wollen aber auch nicht, daß sich alles nur auf die Magdeburger Allee konzentriert. Wir haben ja das Konzept des Ladenhoppings und der Brachflächenneunutzung, daß junge Leute leerstehende Ladenlokale oder eben Brachflächen im Erfurter Norden temporär bespielen können. Aber die Besitzer sagen oft, daß sich der Aufwand für zwei Mo-

nate nicht lohnen würde. Schön wäre, wenn sie durch die »Stube« mitbekämen, daß es funktioniert und daß der Laden dadurch attraktiv wird.

Seht ihr derzeit eine Tendenz der Kulturschaffenden, aufgrund der knapper werdenden Räume in der Innenstadt einfach in den Norden zu gehen?

Teschner: Es gibt dort bestimmte Ecken, die sind urbaner, haben Kiezcharakter, wo man aus der Enge der Altstadt heraus kann und wo es ein bißchen größer ist. Andererseits gibt ja auch in anderen Städten schon wieder eine gegenläufige Tendenz. Seit 15 Jahren sind im Osten die Innenstädte aufgehübscht worden, die Mieten sind gestiegen und die Subkultur ist langsam in die Randbezirke vertrieben worden. Und jetzt gibt es Initiativen, die sagen: Wir gehen wieder in die Innenstädte, wir gehören dahin! In Erfurt haben wir das Beispiel Brühler Garten, wo in diesem Jahr das erste Mal mit der Fête de la Musique und der Räuberwiese etwas Selbstorganisiertes stattgefunden hat, und dann alle gesagt haben: Das ist doch super! Warum passiert das erst jetzt? Im Mauerpark in Berlin, da wird nichts beantragt, sondern da gehen die Leute jede Woche mit Batterie und Turntables hin und legen einfach Platten auf und haben sich so den Ort angeeignet. Im Brühler Garten könnte das auch funktionieren – ohne Anmeldung. Wenn man es organisiert, kommen auch viele Leute. Aber hier ist es nicht so, daß sie das von sich aus einfach tun. Man müßte ausrufen: Das ist unser Platz, und da gehen wir jetzt jedes Wochenende hin.

Interview: Thomas Putz

» Diskussion der Kulturkonzept-Handlungsfelder: »Tradition und Zukunft« (27.09., Haus Dacheröden), »Stadt-Raum« (28.09., Stadtgarten), »Starke Wirtschaft, starke Kultur« (30.09., IHK), jeweils 19 Uhr, Infos: www.kulturkonzept-erfurt.de

Karina Halbauer: unterstützt über den Plattform e.V. und dessen Projekt Ladebalken junge Kulturinitiativen und organisiert unter anderem die Kurzfilmwanderung, www.ladebalken.info

Felix Schwager: Mitinitiator und Mitbetreiber der Galerie 7A in der Erfurter Johannesstraße. www.galerie7a.blogspot.com

Dirk Teschner: Journalist und Ausstellungsmacher, Kurator im Kunsthaus Erfurt und verschiedener Ausstellungen im Alten Innenministerium in Erfurt, www.klub-500.de, www.kunsthhaus-erfurt.de

Klaus Tkacz: Schauspieler und Mitbegründer der Theaterfirma, u.a. szenischer Stadtrundgang »Erfurter Sagen bei Nacht«, www.theaterfirma.de



stell dir vor ...

... es ist Christopher Street Day und keiner weiß davon.

Das Gute zuerst: Auch in diesem Jahr hat wieder der schwul-lesbische Christopher Street Day (CSD) in Thüringen stattgefunden. Das ist alles andere als eine Selbstverständlichkeit. Schließlich ist es auch schon vorgekommen, daß es überhaupt keinen CSD in Thüringen gegeben hat. Die Umsetzung des CSD steht und fällt zudem vor allem mit dem Engagement ehrenamtlicher Helfer. Und diese verlassen in schöner Regelmäßigkeit Thüringen, meist in Richtung Berlin. Eine weitere Hürde: Ein Ereignis dieser Größenordnung kostet etwas. Und das Geld dafür muß jedes Jahr aufs neue aufgebracht werden. Am Ende steht immerhin ein ehrgeiziges Vorhaben: Eine Woche finden begleitende Veranstaltungen in Erfurt, Weimar und Jena zum Christopher Street Day statt, dessen Höhepunkt der Demonstrationzug durch Erfurt sein soll.

Zum weniger Guten: Der Autor dieses Artikels hat lange überlegt, überhaupt einen Text über den diesjährigen CSD zu schreiben. Die Organisatoren des CSD sind durchweg sympathisch, die Ziele des CSD, mehr Gleichberechtigung für Schwule und Lesben einzufordern, sind wichtig. Da will man nicht zum Nestbeschmutzer werden. Doch zu schweigen und nichts zu schreiben, wäre ein falscher Freundschaftsdienst. So ist dieser Artikel letztlich Beobachtung, Anregung und Kritik in einem.

Denn leider trifft auf den Thüringer CSD 2010 wieder einmal der alte Spruch zu: Gut gemeint ist das Gegenteil von gut gemacht. In einem Arbeitszeugnis würde man schreiben: Die Organisatoren des CSD haben sich sehr bemüht. Besonders bedauerlich: Vor allem an Kleinigkeiten, wie der miserablen Musiktechnik, scheiterte es. Beim Straßenfest auf dem Erfurter Anger dröhnten die Lautsprecherboxen so verzerrt, daß Moderator und Musik kaum zu verstehen waren. Statt darauf irgendwie zu reagieren, wurde einfach stur weitergemacht. Über die als Spaß gedachte Modeschau sollte lieber der Mantel des Schweigens gedeckt werden. Zuschauen macht so jedenfalls kein Vergnügen, abgesehen davon, daß viele Erfurter auf ihrem Einkaufsweg zwischen Hugendubel und Anger 1 das CSD-Straßenfest nicht einmal wahrnahmen.

Bereits der Auftakt zum Demonstrationzug verlief eher unauffällig. Knapp 200 Schwule und Lesben hatten sich am Erfurter Bahnhof getroffen, wesentlich weniger als im Jahr zuvor, als noch rund 500 Teilnehmer mit dabei waren. Mit Transparenten wie »Ich will so bleiben wie ich bin oder auch nicht« und »Homophobie ist heilbar« ging es dann mit einem einzigen Tanzwagen los. Verglichen mit den großen CSDs in Köln, Hamburg oder Berlin ist die Erfurter Variante eine Lokomotive ohne Anhang. Es bleibt

die Frage, warum die Thüringer Veranstalter sich mit den großen CSDs unbedingt messen müssen. Ein eigener Weg mit eigenen Ideen und ganz ohne Demonstrationzug wäre langfristig sicherlich besser.

Weiter die Augen vor den Thüringer Gegebenheiten zu verschließen, bringt auf Dauer nichts. Die schwul-lesbische Szene in Thüringen ist nach wie vor sehr klein. Neues Publikum wird man mit der bisherigen Variante des CSD-Programms nicht finden. Trotz schönstem Sonnenschein in diesem Jahr wurde das Straßenfest weitgehend ignoriert und Schwule und Lesben blieben unter sich. Das ist schade, weil sich mit dem CSD theoretisch die Möglichkeit böte, sich Neugierigen und Nichtschwulen bekannter zu machen. Das schafft man nicht mit einem Programm, das das Übliche, seit Jahren Bewährte abspult und alles andere als innovativ ist – ein bißchen Travestie, eine Prise Rosa von Praunheim und ein Vortrag übers Transsexuellengesetz – fertig. Angesprochen werden diejenigen, die sowieso kommen, weil sie eben Teil der Schwulen- und Lesbenszene sind.

Die Thüringer Organisatoren sollten gründlich überlegen, wie sie zukünftig abseits vom schon Dagewesenen und den vertrauten Klischees eine Woche lang CSD feiern wollen. Warum zum Beispiel nicht Stanley Kubricks »Spartacus« zeigen und über die versteckten homoerotischen Anspielungen in diesem und im heterosexuellen Mainstream-Film im allgemeinen sprechen? Warum keine Buchlesung zu Christopher Isherwoods schwulem Roman »Der Einzelgänger« im Café Nerly oder Kaffee Hilgenfeld veranstalten? Warum keine Abschlußparty im Erfurter Stadtgarten oder in der Festungsbäckerei auf dem Petersberg mit einem homo- und einem heterosexuellen DJ feiern? Warum nicht heterosexuelle Künstler vom Erfurter Zughafen für den Thüringer CSD gewinnen?

Es fehlt bislang das integrative Element in der Planung und Umsetzung des CSD. Viele Schwule und Lesben haben sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten so sehr auf ihr Insel-Dasein eingestellt, daß sie es oft schon als gegeben annehmen. Es ist nun an der Zeit, wieder auf die anderen zuzugehen. In vielen Teilen der Bevölkerung, besonders bei heterosexuellen Jugendlichen in den größeren Städten, werden Schwule und Lesben inzwischen problemlos akzeptiert. Schwule und lesbische Paare sind hier überhaupt kein Thema mehr.

Es wäre schön, wenn sich die Verantwortlichen des Thüringer CSD langsam diesen Verhältnissen anpassen würden. Sonst ist diese Veranstaltung zukünftig so angesagt wie Stonewashed Jeans und weiße Tennis-Socken.

Reinhard Hucke

interzone – comic und streetart.

Vom 21. bis 24. Oktober findet in Erfurt das Comic- und Streetart-Projekt »Interzone« mit Gästen aus Serbien und Italien statt. Der bekannte serbische Comic-Zeichner Aleksandar Zograf wird den Comic-Workshop leiten. Im Interview fragen wir ihn, warum er auf Flohmärkten nach alten Büchern sucht und was früher in seiner Küche passierte

Im Rahmen des Projektes »Interzone« finden Workshops und Aktionen zu Comic- und Streetart statt. Die Teilnehmenden werden Geschichten aus den Vorstädten von Rom, Belgrad und Erfurt illustrieren, die die soziale Realität, den Alltag, aber auch die Underground-Kultur der Vorstädte abbilden. Zudem ist geplant, eine Häuserwand im Erfurter Norden zu gestalten. Im Vorfeld wird ein Comic-Magazin mit Künstlern aus Serbien, Italien und Deutschland/Thüringen veröffentlicht – und im Anschluß das Comic-Buch »Interzone«, das die Ergebnisse der Workshops enthalten wird. Die Workshops sind für alle Interessenten offen, Erfahrungen im Comiczeichnen sind nicht erforderlich.

Initiiert wurde das Projekt von der soziokulturellen Initiative Culture Goes Europe e.V., die Freiwillige u.a. aus Serbien, Italien und Slowenien betreut. Außerdem wird es durch das Thüringer Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, Plattform e.V./ladebalken sowie die Rosa Luxemburg Stiftung Thüringen gefördert.

Den Streetart-Workshop wird die italienische Kunst-Aktivistin MP5 geben. Sie arbeitet in und zwischen den Bereichen Illustration, Comics, Installation, Video, Streetart und Theater, hat verschiedene internationale Comic-Anthologien herausgegeben und arbeitet seit 2006 mit der Band to/let zusammen. Gemeinsam haben sie Streetart-Projekte in Italien, Slowenien und Kroatien umgesetzt.

Zum Comic-Workshop wird mit Aleksandar Zograf einer der bekanntesten serbischen Comic-Zeichner zu Gast in Erfurt sein. Wir stellen ihn nachfolgend in einem Interview vor.



Aleksandar, wann hast du angefangen, Comics zu zeichnen, und wann bist du damit an die Öffentlichkeit getreten?

Ich habe mit vielleicht fünf Jahren angefangen zu zeichnen. Ich war besessen von der trashigen US-Amerika-

nischen Science-Fiction-Serie »Lost in Space«, die damals im jugoslawischen Fernsehen lief. Das war ein starker Impuls. Später erfand ich meine eigene Welt, die nichts mehr mit dem Fernsehen zu tun hatte. Ich hatte die Idee, die ganze Zivilisation nicht auf einen anderen Planeten zu verlegen, sondern in den Magen eines riesigen Tieres. Eigentlich wollte ich keine Karriere als Comic-Zeichner machen. Mit 23 habe ich aber dann erste Comics veröffentlicht. In den späten 1990er Jahren traf ich einige US-Amerikanische Comic-Zeichner, und so habe ich auch viel in den USA veröffentlicht, obwohl ich weiterhin in meiner Stadt in Serbien lebte. Ich habe meine Comics damals noch per Post geschickt. Es war von Anfang an eine ungewöhnliche Karriere. Ich lebte im zersplitterten Jugoslawien und veröffentlichte in den USA, einem Land, das ich noch nie besucht hatte. Es war, als gehörte ich gleichzeitig zu beiden Realitäten.

Du zeichnest vor allem autobiografische Comics über Dinge, die dir täglich passieren. Wie kommst du auf die Ideen und was beeinflusst sich am meisten?

Mich fasziniert das wirkliche Leben. Die Wirklichkeit ist besser als jede Fiction. Ich suche zum Beispiel alte, vergessene Bücher und illustriere sie. Gerade habe ich eine psychologische Studie aus dem Jahr 1940 illustriert, die ich auf einem Flohmarkt gefunden habe. Eine Studie über einen Mann, der 1939 seinen Nachbarn getötet hat, um an sein Geld zu kommen. Die Studie versucht, sich in die Gedanken des Mörders hineinzuversetzen. Das ist ein großes Thema, das durch einen wahren Fall angesprochen wird. Manchmal beschäftigen mich aber auch leichtere Themen. Die Welt ist voller Überraschungen!

Du wohnst in Pancevo, einer kleinen Stadt in der Nähe von Belgrad, und organisierst dort Comic-Workshops, Ausstellungen und Festivals. Heute findet das alles in der »Gallery Elekrika« statt, aber früher hast du mit den Leuten in deiner Küche gesessen und gezeichnet. Wie lief das damals ab?

1998 hatte ich die Idee, andere Zeichner dazu zu bewegen, eigene Projekte zu entwickeln. Kreativität soll man mit anderen teilen. Und wenn wir das spiele-

risch tun, erreichen wir auch die Leute um uns herum. Da ich kein Geld hatte, stellte ich eben meine Küche zur Verfügung. Jeden Samstag kamen so Comic-Zeichner und andere kreative Leute zusammen. Auch welche, die einfach nur interessiert waren. Einer war Taxifahrer, der andere arbeitete in einer Glasfabrik. Alle arbeiteten zusammen und lernten voneinander. Es gab ein Fanzine und mehrere Ausstellungen im ganzen Land. Wir taten das, weil wir es für notwendig hielten. Später gab es ähnliche Gruppen, vor allem in Österreich, mit denen es bis heute einen regen Austausch gibt.

Kannst du für uns die Comic-Szene in Serbien beschreiben? Gibt es viele Festivals? Von 2002 bis 2007 habe ich das internationale Comic-Festival »GRRR!« mitorganisiert. Von Jahr zu Jahr wurde es größer und anspruchsvoller. Irgendwann war es dann für mich nicht mehr zu leisten. Jetzt organisiere ich nur noch ein, zwei mal im Monat kleinere Veranstaltungen, wie das »GRRR!-Programm«. Damit wird die Idee fortgesetzt, aber es ist entspannter. Darüber hinaus gibt es in ganz Serbien eine Reihe von kleineren und größeren Festivals. In diesem Sommer fand erstmals das Comic-Festival »Nova Doba« in Belgrad und Pancevo statt, mit Gästen aus ganz Europa.

Was sind deine größten musikalischen und künstlerischen Einflüsse? Als Jugendlicher war ich vom New Wave beeinflusst, der seine revolutionäre Kraft bis nach Jugoslawien trug. Ich war von dem Konzept der

Residents begeistert, die nur mit Masken auftraten. Ich hab mit 16 Jahren, das war 1979, in meinem Fanzine über sie geschrieben, da waren sie noch sehr unbekannt. Als dann die Residents vor ein paar Jahren in Belgrad spielten, habe ich sie getroffen und einen Comic darüber gezeichnet. Außerdem bin ich von der Kunst und Kultur des frühen 20. Jahrhunderts stark geprägt.

Jetzt kommst du nach Erfurt, um für junge Leute einen Comic-Workshop zu geben. Machst du das öfter außerhalb Serbiens? Ja, ich habe schon Workshops auf der ganzen Welt gegeben, von San Francisco bis Beirut. Ich freue mich immer, wenn ich an Orte komme, die ich noch nicht kenne. Es gibt hinter jeder Stadt eine Geschichte. Da wir auch Comics über Erfurt entwickeln werden, bin ich gespannt darauf, was in der Stadt abgeht.

Was denkst du über die Comic-Szene in Deutschland? Die Deutsche Comic-Szene ist sehr rege und wandelt sich ständig. Ich hab Freunde in Berlin und München und war auch schon bei den großen Festivals in Erlangen und München. Mit »Psychonaut« wurde bisher leider nur ein Buch in Deutschland veröffentlicht, und das ist nicht mehr erhältlich, weil der Verleger pleite gemacht hat. Aber es gibt viele Veröffentlichungen von mir in Magazinen in Österreich und der Schweiz.

Interview: Ruza Devic
Übersetzung: Thomas Putz

» **Interzone – Comic- und Streetart-Workshops, 21. bis 24. Oktober in der Stube, Magdeburger Allee 137, Erfurt**

» **Informationen zu den Workshops: interzone.erfurt@googlemail.com**

» **Arbeiten von Aleksandar Zograf und MP5 findet ihr unter:**

www.aleksandarzograf.com

www.mpcinque.splinder.com

www.flickr.com/MP5

und auf den Seiten 38 und 47 dieser Ausgabe



grafiken: mp5 and to/let



fünf fragen an: Helius Eobanus Hessus (1488 bis 1540)

Herr Hessus, bald ist wieder die Erfurter Herbstlese. Freuen Sie sich schon darauf? Nein, wieso sollte ich ...? Nun ja, es ist eine literarische Veranstaltungsreihe und Sie sind ein Literat ... Da könnte man solches schon vermuten, finden Sie nicht? »Literarische Veranstaltungsreihe.« Mhm. Tja, das ist ja nun mal Auslegungssache, nicht wahr. Ich habe mir das Programm der Herbstlese mal durchgelesen und ich finde es, ehrlich gesagt, durchwachsen, teilweise sogar erschreckend. Sehen Sie, wie Sie gerade richtig bemerkt haben, bin ich Literat und ganz speziell Lyriker. Ich habe das Programm der Herbstlese nach Lyrik durchsucht, alles was ich fand, waren zwei Veranstaltungen, und selbst von denen war keine eine reine Lyrikveranstaltung. Über die Dramatik hüllen wir an dieser Stelle mal den Mantel des Schweigens, denn die kommt noch schlechter weg. Eigentlich besteht die Herbstlese fast nur aus epischen Beiträgen und selbst da habe ich noch meine Zweifel, ob ich das wirklich alles als Epik bezeichnen möchte, was da so zum Vortrag gebracht werden soll.

Ja ... Nun ... Lassen Sie sich doch nicht lange bitten – was stört Sie denn daran? Schauen Sie, für gefühlte 50 Prozent der Veranstaltungen wurde TV-Prominenz gebucht, also Menschen, deren Zugang zur Literatur häufig der Wunsch nach einem kleinen Nebenverdienst ist. Und ähnlich sinnvoll fallen diese Beiträge dann auch aus, da wird aus Kochbüchern, Biographien oder – oha! oha! – amüsanten Alltagsbeobachtungen vorgelesen. Und es ist somit auch völlig egal, ob ich nun den Fernseher einschalte oder zur Herbstlese gehe, ich

sehe ja eh die gleichen Gesichter. Das ist, mit Verlaub, nicht das, was ich mir von einer Literaturveranstaltung erwarte. Natürlich muß es nicht zwangsläufig so sein, daß die TV-Prominenz sämtlich schlechter schreibt als gewöhnliche Literaten oder in ihren Büchern unwesentlichere Themen ansprechen würde. Wahrscheinlich können sie durch ihre Ausbildung sogar besser lesen als so mancher Schriftsteller. Aber man fragt sich eben doch, wo die Lyriker hin sind und die Dramatiker.

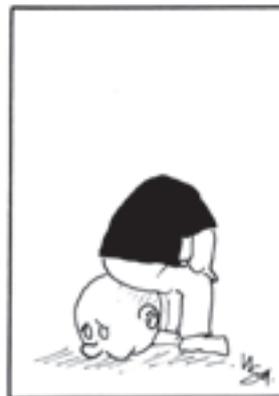
Sie meinten das Programm wäre »durchwachsen«, gibt es denn auch etwas, was Sie begrüßen können? Ja, in gewisser Weise kann ich es honorieren, daß man sich wohl um Vielfalt bemüht zu haben scheint. Sachbuch, Kinderbuch, Prosa, Comic und andere Sparten finden Berücksichtigung, auch thematisch hat man eine gewisse Vielfalt, das stimmt mich dann wieder etwas milder. Trotzdem ...

Trotzdem ...? Tja, sehen Sie, ich habe hier in Erfurt gelebt, geliebt, gelehrt, gewirkt, gedichtet. Es gibt hier sogar einen Literaturpreis, der nach mir benannt ist, was nun wirklich nicht jeder von sich behaupten kann. Das sollte als Qualifikation wohl ausreichen, möchte man meinen – und trotzdem bin ich noch nicht ein einziges Mal zu irgendeiner Herbstleseveranstaltung gebucht oder auch nur eingeladen worden. Nun sagen Sie selbst, ist das nicht eine Unverfrorenheit?

Aha. Da liegt der Hase also im Pfeffer. Herr Hessus, wir danken Ihnen für das Gespräch.

ELEGANTE

© VLF SALZMANN



www.flausen.net

wie bei großmuttern.

Von April bis Juli war Catalin Florescu Stadtschreiber in Erfurt. hEFt fragte nach einem persönlichen Fazit, positiven und negativen Eindrücken und einem guten Rat für zukünftige Stadtschreiber



Foto: privat

Herr Florescu, Sie haben als Stadtschreiber von April bis Juli in Erfurt gelebt und gearbeitet. Wie fällt Ihr Fazit aus?

Das war das beste Stipendium, das ich je hatte. Es war auf allen Ebenen befriedigend. Das hat einerseits etwas mit mir zu tun, mit meiner Entscheidung, mich einzubringen, noch bevor ich kam. Es ist wichtig, daß man sich überlegt, wie will ich auftreten, was will ich leisten, was kann ich und was kann ich nicht. Ich wollte mich zeigen, wollte da sein. Deshalb veröffentlichte ich meine E-Mail-Adresse und meine Postadresse schon in der ersten TA-Kolumne. Dann, und das muß man sich auch gut überlegen, wollte ich verfügbar sein, und habe gesagt, einmal in der Woche sitze ich im Café Nerly und rede mit den Leuten, die kommen. Das war ein Zweites. Und ein Drittes, das hatte dann etwas mit der Offenheit der Menschen, mit ihrer Neugierde zu tun. Sehr schnell kamen Leute zur mir und machten Angebote: Kommen Sie und lesen Sie bei uns. Ich las im Freundeskreis bei Leuten zu Hause, bei einer Anti-Nazi-Demo in Hildburghausen, im Frauenzentrum, in Buchhandlungen, bis hin zur Abschlußlesung im Nerly vor 200

Leuten. Und dazu kommt, daß ich in dieser Zeit auch meinen Roman zu einem guten Ende gebracht habe, also das eigentliche Projekt, mit dem ich mich hier beworben habe.

Hatte die Stadt Einfluß auf das Schreiben Ihres Romans?

Nein, keinen Einfluß. Das sind Projekte, die seit langem geplant werden. Aber, daß die Stadt mir die Ruhe angeboten hat und den Ort, also daß dieses Café Nerly existiert, das war wichtig. Denn ohne dieses Café hätte ich nicht gewußt, wo ich hätte schreiben sollen. Das war wie für mich gemacht. Gut zu erreichen von der Kleinen Synagoge, wo ich wohnte, gute Lichtverhältnisse, große Räume, und die Leute lassen Dich in Ruhe. Dazu hat die Stadt beigetragen, daß ich zur Ruhe kam und die Routine fand, die ich brauchte, um diesen Roman zu Ende zu führen. Aber thematisch nicht, das stand schon lange vorher fest.

Was hat Sie am meisten überrascht an Erfurt, im Positiven wie im Negativen?

Also im Positiven – das ist letztendlich auch das Resultat, weshalb ich nach einigen Wochen nun wieder Erfurt besuche –, ich wurde zu einem großen Fest von Freunden auf der Krämerbrücke eingeladen. In diesen Kreis habe ich hinein gefunden. Meine Stipendien sind im allgemeinen, außer vielleicht das in Dresden, wo es ähnlich verlaufen ist, viel unaufregter und auch einsamer. Wenn ich an Schleswig-Holstein denke, da habe ich in drei Monaten niemanden kennengelernt. Hier war das anders, natürlich auch durch den Status als Stadtschreiber.

Aber das reicht nicht, es braucht die Bereitschaft von Menschen, zu sagen: Wir nehmen Dich auf. Und die Leute von der Krämerbrücke haben mich beinahe adoptiert. Nicht nur die, es gibt auch noch andere, die Leute von Radio F.R.E.I., und es gibt auch einzelne Individuen, die dazu gehören. Es gibt viele, viele Gesichter, die Erfurt für mich hat.

Aber das ist zweischneidig. Einerseits habe ich das als sehr heilsam erlebt, die Ruhe, die sich am Abend über die Stadt senkt, in der nichts los ist. Weil ich aus Zürich komme, einer Stadt, die den Schlaf und die Ruhe abgeschafft hat. Wenn ein Mensch das täte, dann müßte man ihn behandeln. Und hier in Erfurt ist alles sehr ruhig, es ist wie bei Großmutter zu Hause. Diese Seite hat mir sehr gut getan. Andererseits fehlt dadurch hier ein bißchen die kulturelle Vielfalt und ich weiß auch nicht, ob es hier ein Potential gäbe für Underground, für alternative Geschichten. Ob es diese alternativen Kreise in Erfurt gibt, weiß ich auch nicht. Da fand ich nicht hinein.

Haben Sie einen guten Rat an zukünftige Stadtschreiber?

Sie sollen mit dem Zug kommen und nicht mit dem Auto. Weil, wenn sie mit dem Auto kommen und dann einen Unfall bauen, so wie ich, dann geht praktisch das ganze Stipendium an die Werkstatt. Und sie sollten für sich klären, noch bevor sie kommen, was für ein Stadtschreiber sie sein wollen, worauf sie sich einlassen wollen und worauf nicht. Sitze ich in der Kleinen Synagoge und schreibe an meinem Projekt? Oder gehe ich auf die Stadt zu.



KOMM

20 jahre radio f.r.e.i.

gisbert zu knyphausen in erfurt.

Er ist so etwas wie das Hätschelkind der deutschen Musikpresse – und noch seltener: In diesem Fall stimmt das Urteil. Gisbert zu Knyphausen ist tatsächlich so gut, wie er beschrieben wird, und nicht ein weiterer hochgejazzter Künstler, der angeblich demnächst »durch die Decke geht«.



Wer Gisbert zu Knyphausen einmal live erlebt hat, wird dieses Konzert nicht so schnell vergessen. Die Lieder sind eindringlich, melancholisch, ins Ohr gehend, oft düster, teils improvisiert und angenehm unfertig wirkend, als dürfte man einem Künstler mitten in der Schaffensphase eines Songs beobachten und als würde er zum ersten Mal dieses Lied auf der Bühne vortragen.

Nur wenigen deutschen Künstlern und Bands gelingt es, so spielerisch mit der deutschen Sprache umzugehen (mal abgesehen von den üblichen Verdächtigen Tocotronic, Blumfeld und dem frühen Grönemeyer). »Und jetzt schau nicht so gequält – das sieht Scheiße aus«, singt Gisbert zu Knyphausen in »Spieglein, Spieglein«, einem Lied über übertriebenes Selbstmitleid. All-

tagssprache trifft Poesie – typisch für zu Knyphausen. »Fick Dich ins Knie« meets Melancholie, das ist dreist, sympathisch und kommt so unbedarft daher, als wäre ihm das eben mal so eingefallen.

Es hat ein bißchen gedauert, ehe Gisbert zu Knyphausen endgültig zur Musik gefunden hat. 31 Jahre ist er alt, hat Musiktherapie in den Niederlanden studiert und vor 2 Jahren sein erstes Album veröffentlicht. In diesem Jahr folgte der Nachfolger »Hurra! Hurra! So nicht.« Nach einem Skandinavien-Urlaub tourt er jetzt weiter durch Deutschland. Vor seinem Auftritt in Erfurt bekam hEft ein paar Einblicke in die Entstehung seiner Songs, den wahren Kern von Klischees und die Schwierigkeit, Entscheidungen zu treffen.

Die Songs auf deinem zweiten Album sind noch etwas düsterer als auf dem ersten geworden?

Ich mag dunkle, musikalische Stücke irgendwie. Aber warum das jetzt so passiert ist, weiß ich gar nicht genau. Das ist so aus mir heraus gekommen. Die meisten meiner Liedideen entstehen eher aus Ängsten oder dunklen Momenten heraus. Das spiegelt diese Platte auch wider. Das ist ähnlich wie bei der ersten, vielleicht noch ein bißchen düsterer. In der Zeit, in der wir das erste Album aufgenommen haben, ging es mir besser, als es mir letzten Herbst, Winter ging. Und das hört man vielleicht auch ein bißchen an diesem Album.

Deine Stücke sind vor allem textlich außergewöhnlich. Wie gehst du dann an die Stücke heran?

Ich versuche, das laufen zu lassen. Ich singe gerne. Ich schreibe gerne Songs. Aber ich suche schon nach Möglichkeiten, ein bißchen schneller zum Punkt zu kommen, weil ich meine Lieder immer sehr lange mit mir herumtrage, bis sie fertig werden. Aber ich warte nicht auf dunkle Momente, weil ich weiß, daß nur in diesen Situationen ein Lied entstehen kann. Das stimmt nicht oder hoffentlich nicht [*lacht*]. Es kommt eher automatisch. Wenn ich eine Gitarre in die Hand nehme, dann geht das eher in die Moll-Richtung, in die melancholische Richtung. Das spiegelt irgendwie die Seite von mir wider. Aber es wird bestimmt nicht immer so sein [*lacht*]. Ich werde bestimmt auch mal eine fröhliche Platte machen.

Bist du der klassische einsame Songwriter, der mit seiner Gitarre im Zimmer sitzt und Akkorde zupft? Ich bin nicht der Typ, der jeden Tag drei Stunden auf der Gitarre rumklimpert. Ich nehme die Gitarre in die Hand und entdecke auf einmal einen coolen Akkord, bzw. eine Akkordverbindung. Und dann singe ich da einfach irgendeinen Schwachsinn drüber, bis sich dann eine Art Songstruktur herauskristallisiert. Die versuche ich, in den nächsten Wochen und Monaten auszuarbeiten, inklusive Text.

Das heißt, Alltag und Musik sind sehr stark miteinander verbunden und ergänzen sich gegenseitig? Ja genau! Ich sitze zu Hause und sortiere meine Unterlagen oder beantworte Mails und habe gerade in dem Moment Bock, kurz die Gitarre anzufassen. Ich habe auch eine feste Begleitband. Wir versuchen es hinzukriegen, regelmäßig zu proben. Wir nehmen uns ein Wochenende Zeit und das ist dann wirklich Arbeit an der Musik. Wir jammen einfach herum und gucken, ob irgendetwas Cooles daraus entsteht. Wir nehmen das auf und zu Hause lasse ich mir dazu irgendwelche Textsätze einfallen. Ich bin aber nicht so jemand wie Nick Cave, der morgens um acht aufsteht, seine Kinder zur Schule bringt, dann in sein Studio geht und um fünf Uhr wieder nach Hause geht und noch ein paar Einkäufe mit nach Hause bringt *[lacht]*. Vielleicht werde ich irgendwann herausfinden, daß das für mich doch eine gute Arbeitsmethode ist. Irgendwie muß man als Musiker, Künstler seinen Alltag ja auch strukturieren. Man muß Wege finden, um sich selbst anzutreiben und seinen Arsch hoch zu kriegen, sonst versumpft man vorm Computer oder im Café oder sonstwo.

Wie funktioniert die Musik für dich: Fühlst du dich beim Musikmachen besser, also kannst du Dinge besser verarbeiten, oder zieht dich die Musik in die düstere Stimmung hinein? Nein, ich fühle mich danach besser, weil es ein Ventil ist. Oft hilft es schon, wenn man den ganzen Seelenmüll einfach aufschreibt. Ein fertiger Song macht mich aus verschiedenen Gründen glücklich. Einmal, weil man so etwas rausgelassen hat. Der kleine Stolz. Und die Erwartungsfreude, das beim nächsten Konzert das erste Mal live zu spielen. Das ist ein toller Moment, wenn man beschließt, daß das Lied endlich fertig ist oder wenn es so puzzlemäßig endlich textlich ineinander gefallen ist.

Bist du gern allein und schweifst in die Ferne? Es kommt auf meine Stimmung an. Es gibt einfach Momente, wo man gerne Ruhe hat und alleine ist. Dann gehe ich spazieren oder setze mich mal für eine halbe Stunde an den Fluß. Aber stundenlang alleine am Fluß zu sitzen, macht mich irgendwann dann auch nervös. Also dann muß ich ganz schnell wieder aufstehen. Den ganzen Tag da zu verbringen, das kann ich, glaube ich, nur mit Leuten um mich herum. Ich bin nicht der Typ, der dann stundenlang auf einer Parkbank sitzt und schreibt. Da entspreche ich vielleicht nicht so ganz dem Künstlerklischeebild.

»Ich bin ein Freund von Klischees«, heißt es an einer Stelle. Was ist ein Klischee von dir? Also die Klischees haben ja immer einen wahren Kern. Ich werde gerne als so ein verpeilter, sehr sympathischer und kumpelhafter Typ wahrgenommen. Ich glaube, das bin ich auch. Ich will keinem wehtun. Ich bin sehr offenherzig, auch abseits der Musik. Das Klischee trifft zu und das habe ich auch gern. Ich gehe gern auf Leute zu und unterhalte mich auch schnell über persönliche Sachen, wenn das Gespräch darauf kommt.

Die erste Single des zweiten Albums heißt »Melancholie«. In dem Stück singst du an einer Stelle »Melancholie, fick dich ins Knie«. Warum mußte das sein? Das ist natürlich ganz schön »Over The Top«. In dem Moment, in dem ich das geschrieben habe, hat das einfach so gepaßt, weil ich dermaßen die Schnauze voll hatte. Ich kam, glaube ich, von irgendeiner Tour zurück und alles ist wahnsinnig gut gelaufen. Ich hätte da sitzen müssen und unglaublich stolz auf mich sein, daß mir in den letzten zwei Jahren so gute Sachen widerfahren sind. Stattdessen saß ich da und war unzufrieden. Ich bin traurig geworden. Aus dem Gefühl heraus ist dann dieses Lied aus mir rausgekommen, als ich dachte: »Nein, so kann das nicht sein!« Deswegen mußte diese drastische Wortwahl auch sein. Mir ist schon bewußt, daß das grenzwertig ist. Ich meine, »Fick dich ins Knie« zu singen, ist ja auch total albern, aber das will ich jetzt auch nicht mehr ändern. *[lacht]* Das mußte so sein!

Vielen Dank für das Gespräch!

Interview: Reinhard Hucke
Foto: Dennis Williamson / Mit freundlicher Genehmigung von Pias Germany.

» Gisbert zu Knyphausen spielt am Samstag, 30. Oktober, im Gewerkschaftshaus (HsD) in Erfurt. Karten gibt es an allen bekannten Vorverkaufsstellen.

» Weitere Infos findet ihr unter www.myspace.com/gisbertzuknyphausen



financial fair play.

oder: Warum der RWE nie Champions League spielen wird. Von Stefan Werner



www.fRankon.de

Ist man erst einmal arm, hilft auch keine Medizin. Nicht einmal mehr Geld. Denn laut politischer Verlautbarungen können die armen Teufel so

wieso nicht mit selbigem umgehen. Da ist ein Platz an der Sonne des Arbeitsmarktes eine bessere, aber seltene Indikation. Kommt diese doch zur Anwendung, läßt das Ergebnis durchaus zu wünschen übrig, da der Zustand weiterhin prekär bleibt. Sollte am Ende wider Erwarten ein gutes Plätzchen in der ersten Arbeitsmarktreihe frei werden, hat man nicht lange Freude daran. Die Plätze sind meist befristet. Es ist also keine Frage von Blödheit oder der viel zitierten Faulheit der Armen. Einzig, ob man arm oder eben mit einer Eine-Million-Pfund-Note gestartet ist, ist entscheidend. Im Wiedervereinigungsjahr schien der Start für viele im Osten recht verheißungsvoll. Jedenfalls glaubten das viele. Auch der FC Rot-Weiß Erfurt. Letztlich ereilte aber auch den Club das Schicksal der gebrochenen Erwerbsbiografie und der Absturz in die Armut.

Rückblick: Zone, Oberliga und Mittelmaß. Dann das Wunder, nicht die Einheit, sondern der RWE war plötzlich ganz oben mit dabei. Und dort, wo vorher die Oberliga war, da war plötzlich die zweite Bundesliga, der Europapokal und die harte Mark. Es las sich wie das Manifest eines neuen Zeitalters. Dieser Aufstieg war die hymnische Ausschmückung des Satzes, daß jeder seines eigenen Glückes Schmied sei. Mit dieser Litanei erzählt man sich bis heute, daß Fußballclubs es ganz nach oben schaffen können. Genau dahin, wo die FC Bayern München AG und Manchester United um die Champions League spielen. Und Erfurt? Für Erfurt war der Traum schnell zu Ende. So wie Dietmar, der seinen Optima-Facharbeiterabschluß heute bestenfalls zum Anzünden der Holzkohle verwenden kann, war der RWE wieder draußen. Was dann kam, ist das Sichzufriedengeben mit dem Wenigen, was da ist. Ich meine, es ist keine Schande, gegen die Amateure der großen Clubs zu spielen, aber eine Auszeichnung ist es auch nicht gerade. 2004 lief es mal wieder ganz gut. Was auch immer aus Dietmar geworden ist, aber der RWE war wieder oben auf: Aufstieg in die 2. Bundesliga. Allerdings nur befristet und finanziell we-

sentlich schlechter dran als die eingesessenen Kollegen. Momentan spielt der Club in der neu eingeführten Dritten Liga, was so eine Art Eingliederungshilfe nach oben sein soll. Von dort nach oben zu kommen, ist so ähnlich, wie die Wüste Gobi mit einem Glas Wasser zu durchqueren. Sollten beim RWE noch ernsthafte Champions-League-Ambitionen bestehen, muß man sich beeilen. Denn den großen Clubs geht es auch nicht gut. Während die Zahl der Insolvenzen in den unteren Fußballligen zunimmt, die Nachwuchsarbeit vor dem finanziellen Aussteht, haben die reichsten Fußballclubs nicht nur desolat gewirtschaftet, sondern echte finanzielle Probleme. Sie haben mein vollstes Mitgefühl. Hoffentlich geht es ihnen bald besser. Die UEFA arbeitet dran. Financial Fair Play heißt ihr neues Zauberwort. Demnach dürfen Clubs langfristig nicht mehr Geld ausgeben als sie einnehmen, ihre Finanzen transparent machen und ihre Rechnungen pünktlich begleichen. Da bekommt man doch Pipi in die Augen. Wer jetzt glaubt, daß diese Hausfrauenweisheit für fairen Wettbewerb sorgt, der irrt. Wer bisher mies gewirtschaftet hat, sich rechtzeitig auf Pump ein Starensemble zusammengekauft hat, darf damit weiter auf Titeljagd gehen, vorausgesetzt, Einnahmen und Ausgaben halten sich künftig die Waage.

Kleine Vereine wie der RWE haben dagegen keine Chance mehr, die Strategie der Platzhirsche zu kopieren. Und der RWE hat noch ein Problem. Die »Fair-Play«-Regeln nehmen den kleinen Clubs die Möglichkeit, mit dem Geld reicher Gönner ihre Bilanz regelgerecht auszugleichen. Grund: Bei der Berechnung der Einnahmen werden Zuflüsse von Investoren faktisch ausgeblendet. Selbst wenn der RWE einen reichen Gönner mit tiefen Taschen findet, darf er sich nicht darauf verlassen, daß er einspringt, wenn die Schulden zu groß werden. Förderung ist da also nicht drin. Wenn sich also der Pressesprecher des RWE, Wilfried Mohren, abends auf seiner alten Holzbank am See hinterm Haus fragt: »Warum stehen wir eigentlich da unten drin?«, empfehle ich den Armuts- und Reichtumsbericht, Studien zu verfestigter Armut, Analysen zum Strukturproblem Ost, Artikel zur Arbeitsmarktförderung und ihrer Drehtüreffekte und das Manifest. Karl Marx hätte es wahrscheinlich so formuliert: Champions League ist ein Luxus, den sich nicht jedermann leisten kann. Und so wird die Champions League auch in Zukunft bleiben was sie ist: eine Arche Noah für Manchester-Kapitalisten. Also bis Samstag gegen die Amateure von Bayern München.

junge literatur & mehr.

- » **28.09.** 19:30 Uhr, Galerie der Kreissparkasse Nordhausen, Kornmarkt 9, WortKlang – Lyrik im Konzert mit Nancy Hüniger und Thomas Rosenlöcher
- » **01.10.** 20 Uhr, Lesung und Ausstellung zum Literaturprojekt »Magdeburger Allee«, Stube, Magdeburger Allee 137, Erfurt
- » **07.10.** 21 Uhr, Lilou – die Literaturlounge in Weimar, Galerie Eigenheim Weimar, Karl-Liebknecht-Straße 10
- » **08.10.** 20 Uhr, Radio-F.R.E.I.-Geburtstagsparty u.a. mit dem Rundfunkanzorchester Acoustica, F.R.E.I.-Fläche, Erfurt, Gotthardtstr. 21
- » **21.-24.10.**, Interzone – Comic- und Streetart-Workshops, Stube, Magdeburger Allee 137, Erfurt
- » **22.10.** 20 Uhr, EfAs erstes Mal, Stube, Magdeburger Allee 137, Erfurt
- » **24.10.** 20 Uhr, Lesebühne Lautschrift in Jena, Kunsthof Jena, Ballhausgasse 3
- » **29.10.** 16 Uhr, Provinzschrei – Prämierung und Lesung zum Schreibwettbewerb des Provinzschrei e.V. in Suhl, Stadtbücherei Suhl, Bahnhofstraße 10
- » **04.11.** 18 Uhr, Mitteldeutsche Lyriknacht in Weimar-Belvedere, Musikgymnasium Schloß Belvedere Weimar, Organisation und Moderation: Nancy Hüniger (Erfurt)
- » **05.11.** 20 Uhr, 16. Jenaer Lesemarathon – Poetry Slam, Ernst-Abbe-Bücherei Jena, Carl-Zeiß-Platz 15
- » **07.11.** 19:30 Uhr, 16. Jenaer Lesemarathon – Lesung mit Catalin Dorian Florescu, Ernst-Abbe-Bücherei Jena, Carl-Zeiß-Platz 15
- » **11.11.** 21 Uhr, Lilou – die Literaturlounge in Weimar, Galerie Eigenheim Weimar, Karl-Liebknecht-Straße 10
- » **11.11.** 20 Uhr, Spätlese Spezial, Lesebühne für junge Autoren, Presseklub Erfurt, Dalbergsweg 1
- » **18.11.** 19 Uhr, Lesung und Preisverleihung Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb 2010, Engelsburg Erfurt, Allerheiligenstr. 20/21
- » **18.11.** 18 Uhr, Poetry Slam in Gera, Haus der Pioniere, Geschwister-Scholl-Straße 3
- » **21.11.** 20 Uhr, Lesebühne Lautschrift in Jena, Kunsthof Jena, Ballhausgasse 3
- » **03.12.** 19:30 Uhr, Offenes Mikrofon – Christmas Poetry, Volkshochschule Suhl in der Lauterschule, Ziegenbergweg 1
- » **09.12.** 21 Uhr, Lilou – die Literaturlounge in Weimar, Galerie Eigenheim Weimar, Karl-Liebknecht-Straße 10

crashkurs polnischer film.

Eine Zugfahrt durch Polen, verbunden mit einem Crashkurs über den polnischen Film der Gegenwart. Dies scheint schwer durchführbar zu sein, doch ist es das Konzept des ersten polnischen Filmfestivals in Erfurt. Bei diesem wird man von Oktober 2010 bis Februar 2011 im »Peckham's« auf einer gedachten Zugfahrt die Filme junger polnischer Regisseurinnen und Regisseure bewundern können. Die Reise führt mit dem Zug quer durch Polen. Mit jedem Film wird der Waggon gewechselt, in jedem wird eine andere Geschichte erzählt, so z.B. im »Retro-Waggon« die der galizischen Juden und ihrer Kultur. Der »Vieh-waggon« nimmt sich der Geschichte von Hasen an, denen, die an der deutsch-deutschen Grenze lebten, und jenem Wiener Hasen aus der Zeit der Esterházy-Dynastie, der sich auf die Suche nach seiner Herzensdame begibt. Im »Wagen für blinde Passagiere« geht es um polnische Bürger der heutigen

Zeit, die im Westen ihr Glück suchen wollen. Alle Genres werden bedient, die Filme reichen von Dokumentation über Drama bis Komödie. Verschiedene Perspektiven werden ergründet, die Bewohner Polens, deren Kultur, Denkweise und Alltag kennengelernt, mehrere Stationen in der Geschichte des Landes bereist.

Dargeboten wird also eine spannende Reise durch Polen, erlebt in einem Café. Zur Vorführung jedes Filmes wird eine fachliche Einführung in die jeweilige Thematik gegeben, die Regisseurin bzw. der Regisseur ist anwesend, und mit polnischer Küche wird der Abend kulinarisch abgerundet. Der Eintritt ist frei.

Lohnenswert dürften sich also diese Abende gestalten, bei denen man sich auf eine filmische Reise durch Polen begibt und sich von der Welt Osteuropas bezaubern läßt.

Ruth Elliesen

» **Polnisches Filmfestival im Peckham's in Erfurt, erste Termine: 27. Oktober, 24. November, www.peckhams.de**

ein ausflug ins problembärenland.

Nachdem in zurückliegenden hEFten die Sinne der Leserschaft für die theoretischen Aspekte des Weingenußes geschärft wurden, sollen nun einige Gegenden näher betrachtet werden, wo die Trauben wachsen.

So geht es an die Mosel, ins Reich des Problembären Kurt Beck, der es für eine gute Idee hält, ein von Tourismus und Weinbau lebendes Flußtal mit einer kilometerlangen Autobahnbrücke zu verschandeln und die besten Weinlagen der Welt zu gefährden – ein Projekt, das einst vor mehr als vierzig Jahren eronnen wurde, um im Falle des Einmarschs des Iwans Truppen möglichst schnell in Richtung »Fulda Gap« zu schicken; heute verwirklicht, weil der Staat bekanntermaßen nicht weiß, wohin mit unserem Geld. Aber auch im Weinbau und im Tourismus liegen Licht und Schatten dicht beieinander. Das sollte ich bereits am ersten Abend erfahren. Von der Pensionswirtin genötigt, einen der Weine aus eigener Erzeugung zu probieren, stellte ich wieder fest: es gibt immer noch verdammt schlechte und belanglose Weine in diesem Land.

Tatsächlich ist an der Mosel die Zahl der Weinbaubetriebe unübersehbar, ein Winzer reiht sich an den anderen, und geschätzte acht von zehn machen ihr Gesöff noch immer so, wie sie es vor vierzig Jahren gelernt haben. Aber auch anderweitig scheint vielerorts die Zeit stehengeblieben zu sein, Hotels und Gaststätten verströmen auch heute noch den Charme der Siebziger Jahre. Das gefällt offenbar der weißen Freizeit-Wehrmacht und ihren holländischen Hilfstruppen, die ihre Heerlager der aus Tausenden von Wohnmobilen bestehenden Besatzungsarmee vor nahezu jedem Ort errichtet haben.

Hatte ich in der letzten Folge noch verlaublich, die Gestaltung der Weinetiketten taue nur sehr bedingt als Indikator für die Weinqualität, so muß ich dies nach einem Gang durch die Fußgängerzone des Touristenortes Zell und mehreren Blicken in die Auslagen der dortigen Weinläden revidieren. Es sind dort Flaschen von so bestürzender Geschmacksferne aufgebahrt, die es schlichtweg nicht denkbar erscheinen läßt, daß bei ihnen etwas anderes als Niedertracht und Gemeinheit hinterm Korken lauert. »Zeller Schwarze Katze« und »Kröver Nacktarsch« heißt das Gesöff, das

die Besucher locken soll, doch die vermeintlich werbeträchtigen Namen besagen nicht mehr, als daß es im Umkreis einiger Kilometer um die besagten Orte gewachsen ist, wo genau, das weiß man nicht. Der Abfüller kann zusammenkippen, was er will, solange es aus diesem Gebiet kommt, und der Kunde denkt, etwas ganz Spezielles erworben zu haben. Das ist der Sinn der Sache.

Traurig, aber kein Wunder, daß ein Großteil der hochwertigen Steillagen brachliegt und stattdessen die viel billiger zu bewirtschaftenden, aber minderwertigen Flachlagen bestockt werden. Dabei ist gerade die Steillage das herausragende Merkmal des Weinbaues an der Mosel schlechthin: Nicht nur die Neigung sorgt für ein Mehr an Sonneneinstrahlung, auch die Reflexion des Lichts auf der Wasseroberfläche des Flusses ergibt eine zusätzliche Belichtung der reifen Trauben, was gerade beim spätreifenden Riesling von entscheidender Bedeutung sein kann. Die besten Weinlagen sind folglich die, bei denen das Sonnenlicht am besten ausgenutzt werden kann.

Die andere Besonderheit der Mosel ist geologischer Natur: der Schiefer! Er bewirkt beim Riesling eine Ausprägung der Aromen und einer markanten, lebendigen, stahligen Säure, die ihn einzigartig macht. Alle anderen Weine kann man irgendwo auf der Welt kopieren, sagte der britische Weinkritiker Stuart Piggott, nicht aber den Mosel-Riesling.

So ist der Wein trotz eingangs erwähnter Unerfreulichkeiten nach wie vor ein Grund, dahin zu fahren, denn gerade im Schatten leuchtet das Licht von Winzern, die keine Mühen scheuen, die steilsten Lagen spektakulärer Weinberge zu bewirtschaften, um so heller. Und daneben gibt es immer noch zauberhafte Orte, die abseits des Sauf Tourismus liegen, und in die sich kaum eines der ach-so-individuellen Wohnmobile und kein Reisebus von »Drei-Tage-Filmriß-an-der-Mosel-Tours« verirren. Solange nicht irgendein Problembär auf die Idee kommt, dort eine Autobahn zu bauen.

Peter Raulfs



steuern sparen!

Förderabo jetzt abschließen!

Ja, ich möchte das hEFt für ein Jahr unterstützen und/oder verschenken. Hierzu überweise ich 20 Euro an den Kulturrausch e.V.* und schicke diese Karte ausgefüllt ab. Danach bekomme ich oder der/die von mir Beschenkte die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Das Förderabo verlängert sich nicht automatisch. Vielen Dank für Deine/Ihre Unterstützung!

Meine Adresse:

Name, Vorname
Straße
PLZ / Ort
E-Mail

Ich möchte das hEFt verschenken, und zwar an:

Name, Vorname
Straße
PLZ / Ort

Datum, Unterschrift

* Bankverbindung: Kulturrausch e.V., Deutsche Bank Erfurt, BLZ 820 700 24, Kto 165 430 000

Bitte freimachen.

AN
hEFt für literatur, stadt und alltag
Krämerbrücke 25
99084 Erfurt

spurensuche im trutzgau.

Vom Nationalsozialismus ist auch Thüringen nicht verschont geblieben – ganz im Gegenteil. Ein historischer Reiseführer von Willy Schilling führt an Orte im Land und beschreibt wesentliche Ereignisse

»In Thüringen hat sich einst infolge der vielfachen Erbteilungen nie ein politisches Machtzentrum deutschen völkischen Lebenswillens bilden können. [...] Nun aber dürfen wir zuversichtlich hoffen.« – Mit seiner Hoffnung war der thüringische Gauleiter Fritz Sauckel gewiß nicht allein. Denn Thüringen war ganz und gar kein Widerstandsnest gegen den Nationalsozialismus (NS). Dieser erlangte hier viel früher parlamentarischen Einfluß als in anderen Ländern des Deutschen Reiches und die NSDAP erzielte hier taktisch wichtige Erfolge. Der erste Reichsparteitag fand 1926 in Thüringen, im Deutschen Nationaltheater Weimar, statt. Und schon 1930 waren die Nazis an der Landesregierung beteiligt, aus der zwei Jahre danach die erste nationalsozialistische Landesregierung im Reich wurde. Weimar war eine von Hitler besonders geschätzte Gauhauptstadt, die mit dem Gauforum Pilotprojekt dafür wurde, wie anderswo die nationalsozialistische Macht architektonischen Ausdruck finden sollte. Das 1933 in Nohra eingerichtete »Schutzhaftlager« gilt als erstes KZ. Später verlagerte sich die kriegswichtige Produktion bevorzugt nach Thüringen, Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene kamen massenhaft und unübersehbar zum Einsatz und zu Tode. Kurzum: Thüringen war der NS-Mustergau, bildete das »braune Herz« Deutschlands.

Auf dessen Spurensuche hat sich der Geschichtswissenschaftler Willy Schilling begeben und einen historischen Reiseführer für Thüringen geschrieben, der an jene Orte führt, die zwischen 1933 und 1945 eine besondere – meist mit Verbrechen verbundene – Rolle spielten. Anschaulich und mit vielsagendem Bildmaterial unterfüttert, zählt er die Erinnerungsorte auf, unter denen sich vom KZ Buchenwald bis zum Kalischacht Merkers selbstverständlich auch die bekannten mit dem NS verbundenen Geschichtsplätze befinden. Das Interessante aber sind die vielen kleinen bzw. vergessenen Orte, die Schilling beschreibt, jene Relikte und Stätten, die man schnell übersieht oder gar nicht erst wahrnimmt, weil

man um ihre Geschichte nicht weiß. Der NS-Musterhof Katzenstein in der Rhön z.B. entsprach mit seiner trutzigen Burg-Architektur dem so genannten »Rhönplan«, demgemäß der gesamte Landstrich durch Vertreibung und Mord »aufgenordet« und beispielgebend für »artgerechtes« bäuerliches Leben werden sollte. Von einem versteckten Atomlabor ist in Stadtilm noch das Kellerschoß erhalten, das noch heute in Eisenach befindliche Panzerreiterstandbild vereint symbolisch Ritterlichkeit und moderne Wehrtechnik. Schilling listet zudem zahlreiche (ehemalige) Unternehmen auf, die z.B. in Form von Zwangsarbeit vom NS profitierten. Einige Biographien von NS-Personen, aber auch von Gegnern und Widerständlern, und eine Karte mit Gedenkstätten und Denkmälern ergänzen den historischen Reiseführer.

Über Erfurt ist u. a. zu erfahren, daß diese ohnehin zu den größten Wehrmachtstandorten Deutschlands gehörende Stadt mit der Löberfeld-Kaserne 1934 eine weitere Kasernierungsanlage bekam. Auch die Berg-Kaserne am Tannenwäldchen und das Neue Offiziersheim stammen aus der NS-Zeit und werden noch heute von der Bundeswehr genutzt. Zu den wenigen nichtmilitärischen öffentlichen Gebäuden von damals gehört die Thüringenhalle. Der Rohbau dieses Auftragswerks des Bürgerschützenkorps wurde 1939 begonnen. Beim Errichten dieser gigantischen Kopie eines niederdeutschen Bauernhauses sind – unter dem politischen Willen des Oberbürgermeisters – Teile des dort gelegenen jüdischen Friedhofs entfernt worden. Daß der Hallenname in Frakturschrift auf dem Gebäude prangt, ist sicherlich kein dezenter Hinweis der Stadt auf dessen Gründungsgeschichte.

Natürlich stellt das Buch keine umfassende Geschichte Thüringens im NS dar. Es ist aber eine aufschlußreiche Stippvisite in diese Zeit und ein Blick auf ihre Spuren in der Gegenwart.

Tobias Prüwer

» **Willy Schilling: Thüringen 1933–1945. Der historische Reiseführer,**
Ch. Links Verlag, Berlin 2010 128 Seiten, 14,90 Euro

kulturriese an die kernberge.

Der Förderpreis der Soziokultur in Thüringen, der KulturRiese, geht in diesem Jahr nach Jena an den caleidospheres e.V.

Auch wenn es dem einen oder der anderen bekennenden Erfurter/in schwer fallen mag, es zuzugeben: Trotz eines eher unbedeutenden Ballsportvereins, hat auch Jena einiges zu bieten, vor allem kulturell. Und das durchaus jenseits von Planetarium oder Botanischem Garten. Zu dieser Erkenntnis gelangte wohl auch die Jury für den KulturRiesen, dem Förderpreis der Soziokultur in Thüringen, der seit nunmehr drei Jahren von der Landesarbeitsgemeinschaft soziokultureller Zentren und Initiativen in Thüringen e.V. (LAG Soziokultur) ausgelobt wird. Der KulturRiese wird seither jährlich an herausragende Beispiele soziokultureller Praxis verliehen.

Und nachdem der KulturRiese in den letzten Jahren nun bereits nach Gotha, Erfurt und Weimar vergeben wurde, konnte sich in diesem Jahr der caleidospheres e.V. aus Jena über die Auszeichnung freuen. Fast könnte der Eindruck entstehen, der Preis hängelte sich entlang der Städtekette Erfurt–Weimar–Jena und rechts und links davon existiere nichts als kulturelles Brachland. Daß dem nicht so ist, davon konnten sich die hEft-Leser/innen allerdings schon überzeugen. Für sie beleuchten wir seit diesem Jahr in der Rubrik »Aus der Provinz« Städte, die weniger im kulturellen Rampenlicht stehen.

Aber zurück nach Jena und zum diesjährigen Preisträger, dem caleidospheres e.V. Die Jury begründete ihre Auswahl mit der basisnahen Kulturarbeit in den Bereichen Musik, Tanz, Malerei, Literatur und Film, die der

Verein seit vielen Jahren leiste. Diese wirke identitätsstiftend und schärfe das Bewußtsein für die Kultur und deren gesellschaftliche Bedeutung. Dem Verein gelinge es dabei beispielhaft, »Kultur mit innovativen und unkonventionellen Methoden praktisch umzusetzen, Kunst für die Bevölkerung begreifbar zu machen und Impulse zu geben, sich selbst einzubringen sowie gemeinsam kreativ-kommunikative Prozesse und kulturelle Orte entstehen zu lassen.« Und neben dem »außerordentlich hohen ehrenamtlichen Einsatz der Projektbeteiligten« würdigte die Jury außerdem auch das Durchhaltevermögen der Aktivist/innen des Vereins, nachdem im vergangenen Jahr die festen Vereinsräume, die »Kulturgüterhalle« am Westbahnhof mit Veranstaltungs- und Proberäumen, Ateliers und Fotostudios, verloren gingen.

Feierlich übergeben wurde der Preis am 14. August 2010 im Rahmen der Abschlußveranstaltung des Festivals der Soziokultur in Thüringen, das in diesem Jahr in Gotha stattfand. Nach einem wunderbaren Spaziergang durch einen vom caleidospheres e.V. gestalteten Kulturparcours im verwunschenen Garten der Perthes-Villa nahmen die Preisträger Glückwünsche, Urkunde und – nicht zu vergessen – das Preisgeld in Höhe von 1.111 Euro in Empfang. Das hEft sagt: Herzlichen Glückwunsch! Und wir sind gespannt, in welche Gegend Thüringens sich der KulturRiese im nächsten Jahr locken lassen wird. (ap)

» Mehr Infos: www.meinekultur.info und www.caleidospheres.de



Sympathische Preisträger: Robert Gärtner, Ingo Fritsche und Uwe Erler vom caleidospheres e.V. Jena.

Foto: LAG Soziokultur

der geruch des landes.

Die Geheimdienste haben ihr romantisches Dasein aufgegeben. Sie haben uns über 500 Jahre in Angst versetzt und behauptet, der Feind stehe nicht vor der Tür, sondern er habe uns bereits unterwandert. Natürlich stimmte das nie. Der Feind kooperierte stattdessen mit unserem jeweiligen Geheimdienst, um diese Behauptung zu rechtfertigen. Nun müssen andere Mittel her, um den Apparat aufrechtzuerhalten

Wissenschaftler wurden bestochen oder entführt, Leistungsathleten verschrotteten inbrünstig Sportautos und knutschten angetrunkene laszive Tussen bei teuren Anlässen, kleinwüchsige Halbbürokraten starben in heimlichen Gefechten, in denen es um die Ehre und die Sicherheit der Nation ging. Seit 1989 jedoch ist der Feind abhanden gekommen. Seit 2001 ist auch der Versuch gescheitert, die Muslime als neuen Feind zu etablieren.

Doch es gibt sie weiterhin, die Geheimdienste, und sie kosten immer mehr. Es interessiert sie nicht mehr, was die Russen oder die Chinesen tun. Das machen die Firmen, weil sie wissen, daß lokale Taxifahrer und die Concierges der Hotels die wichtigsten Quellen der Nachrichtendienste im Ausland sind. Sie unterwandern niemanden mehr, denn alle Organisationen, die es gibt, stecken in einer Krise und streben nur danach, so schnell wie möglich unterwandert zu werden, um so schneller an Steuergelder zu gelangen.

Denn der Staat freut sich über jeglichen Feind, der die Kistenglotzer erheitern kann: eingedeutschte Taliban, Hooligans von Fortuna Köln, amoklaufende Fließbandarbeiter, politisch motivierte Asylbewerber, putschorientierte SED-Greise, frei denkende Journalisten ... allesamt Kategorien, die eins gemeinsam haben: Sie sind ausgestorben. Es gibt sie einfach nicht mehr. Deshalb ist es auch so einfach, sie minutiös unter die Lupe zu nehmen und ominöse Berichte zu schreiben, welche diese Phänomene in all ihre Facetten wiedergeben.

Auf welcher Angst basiert das Ganze? Auf der Angst, die weite Schichten der Bevölkerung haben, daß sie die Zusammenhänge nicht verstehen bzw. daß die Demokratie dazu da wäre, um sie vor diesen Zusammenhängen zu schützen. Die Politik soll ihnen (bitte schön) anständige Lösungen für Probleme anbieten, deren Existenz dem normalen Mensch nicht nur unbewußt ist, sondern bei denen er (sogar) den (weitgehend akzeptierten) Anspruch erhebt, sie nie erfahren zu wollen. Dieser Menschenschlag hat es ermöglicht, die

Demokratie mit ihrer Abwesenheit und mit sonstigen demokratischen Mitteln abzuschaffen.

Diese Menschen brauchen Ängste und eine autoritäre Bestätigung dafür, daß diese Angst berechtigt ist. Und genau das ist die Arbeit der Geheimdienste. Früher war das einfach: Man konnte die Engländer oder die Juden zur Gefahr erklären. Es gab kein Fernsehen und es gab vor allem keine Möglichkeit, Engländer und Juden in ihrem Heimatland zu besuchen, um festzustellen, daß sie genau dieselben Stärken und Schwächen, Träume und Ängste haben wie wir, daß wir einen gemeinsamen Kulturgeschmack teilen, daß wir ungefähr dieselben Banken, Würste und Waffen benutzen, daß wir mittlerweile in derselben Fußballmeisterschaften gegeneinander antreten.

Über 40 Jahre lang wurde in der BRD die spießige DDR als bedrohliche Hydra dargestellt. Ihre Armee hätte nicht einmal den Sprit gehabt, um ihre Wellpapppanzer über die Grenze zu schicken. Über 30 Jahre wurden 15 Priesterkinder, die von ihren Vätern eine bedrückende und menschenfeindliche Moral und von den Geheimdiensten eine Schußwaffe in die Hand bekamen, als Rote Terroristen bezeichnet und dafür verantwortlich gemacht, daß sämtliche bedrohliche Bürokraten vom Geheimdienst ausgerottet wurden, die dem politischen System nicht mehr genehm waren. Und sie versuchen immer noch, uns Angst vor der RAF einzujagen! Die aberwitzige Geschichte der Verena Becker haben wir bereits in der Vergangenheit in diesem Magazin abgehandelt.

Was nun, 007 dieser Welt? Wie kann man diese Horde von gefährlichen Idioten, für welche bisher keine Regierung eine ABM-Reform gewagt hat, beruhigen? Indem man aus ihnen eine neue Gattung erschafft: die Beinpisser. Man bringt ihnen bei, daß, egal um wen es geht, man immer ein Druckmittel bzw. kompromittierende Geschichten erfinden kann, um sie auszuschalten oder zu erpressen. Geheimdienste produzieren Un-



terlagen, Zeugenaussagen, medizinisch überprüfbare Beweismittel, mittlerweile sogar Videoaufnahmen – alles gefälscht, aber alles mit einem Körnchen Wahrheit versalzt, das der erfundenen Geschichte Glaubwürdigkeit verleiht und aus einer Lüge jene halbe Wirklichkeit erarbeitet, die dazu dienen kann, politische oder wirtschaftliche Entscheidungen massiv zu beeinflussen.

Warum gab es nie einen Skandal wegen der Casino-Affäre in Erfurt? Warum wurde nie jemand zur Rechenschaft gezogen, wenn wir die Katastrophe des Erfurter Flughafens oder die von den Stadtwerken verursachten Energiekosten betrachten? Warum kümmert sich niemand um die Millionen, die durch abgezweigte Fördermittel verschwinden? Weil die Justiz keine Interesse hat, solche Sachverhalte aufzuklären! Und weil die Geheimdienste in der Badewanne der Korruption und des Chaos munter schwimmen. Sie sammeln Angaben, sie verwenden diese Angaben, um Druck auszuüben, um ihre Tätigkeit zu schützen bzw. zu rechtfertigen. Man erinnere sich nur an die CD-Rom-Skandale im Thüringer Landtag aus der Zeit von Schneekiller Althaus.

Warum zittern die Mächtigen nicht? Weil alle im selben Boot sitzen, sie und wir. Ein Beinpisser kann jede Person angreifen und vernichten, egal wen. Man kann immer etwas finden oder erfinden. Da selbstbewußte Kritik aus der Gesellschaft verschwunden ist, da niemand mehr hinterfragt, ob eine Pressemitteilung die Wahrheit oder eine Lüge ist, ist die Aussage einer staatlichen Behörde (wie Verfassungsschutz oder BND) so heilig wie die Bibel, egal, ob sie stimmt oder nicht. Wir bezahlen mit unseren Steuern diese Menschen, um den mächtigsten aller Feinde zu besiegen: uns selbst, unsere Zweifel, unsere Schuldgefühle, unsere Minderwertigkeitskomplexe, unsere Faulheit, unsere Gleichgültigkeit, unsere Orientierungslosigkeit. Dadurch brauchen wir keine Angst vor uns selbst zu haben: die Geheimdienste nehmen uns die Angst ab, indem sie (als neu erschaffene Religion) uns sagen, was wir richtig gemacht haben und was falsch.

Wenn wir gar nichts getan haben und dabei denken: Mein Gott, ich habe mein Leben verplempert; gerade dann finden Geheimdienstoffiziere einen Weg, um uns zu zeigen, was für gefährliche Schlingel wir immer waren. Die 007-Bürokraten machen aus Winkeltrinkern Anarchiehelden, aus ungeliebten Bekloppten Psychokiller, aus dummen Politikern gewiefte Geldwäscher, aus gelangweilten Arbeitslosen kompromißlose Terroristen, aus bekifften Jugendlichen eine Rebellenbande, die

Mülltonnen und Seelen in Brand setzt. Wow! Wir sind nicht im Fernsehen, wir werden selbst zur Glotze.

Es gibt keine Grenze, wirklich. Ein erfundenes Beispiel: Die KfW, die staatliche Kreditanstalt für Wiederaufbau, ist in Konkurs gegangen. Milliarden wurden verspielt, niemand weiß wie und die Justiz ignoriert das. Die Bundesbank hat nicht das Geld, um die Schulden zu bezahlen. Also, die Bundesrepublik könnte den Bankrott erklären oder sollte es. Aber nein, niemals. Stattdessen helfen die Dienste, die Buchhaltung neu zu schreiben und die fehlenden Papiere für die mysteriösen Ausgaben, die die Bank ruiniert haben, zu rekonstruieren.

Dabei muß man aufpassen. Jemand in der Politik könnte, warum auch immer, Transparenz einfordern. Stellen wir uns vor, Bundeskanzlerin Angela Merkel verstünde gern, was genau geschehen ist. Was würden dann die Nachrichtendienste tun? Sie würden in der Tonne von Akten einen Vertrag finden, in dem die Rede davon ist, daß der Ehemann von Frau Merkel eine beträchtliche Summe von der KfW entgegengenommen hat, um eine sinnlose Studie zu finanzieren, die nie verfaßt wurde. Die Dienste würden belegen können, daß Frau Merkel davon wußte – sie würden einfach Zeugen organisieren können und echt aussehende Akten. Sie könnten sogar ein Bankkonto auf den Namen von Angela Merkel in der Karibik eröffnen und Geld einzahlen.

Sie könnten einer unabhängigen Forschungsstelle die gefälschten Beweismittel zuspiesen und dann diese Stelle mit einem offiziellen Auftrag beglücken, jene Akte in einen Bericht umzuarbeiten. Ein Bericht, der die Beine der Bundeskanzlerin stinken ließe und sie von der Idee abbringen würde, verstehen zu wollen, wer verdammt nochmal, die Milliarden der KfW veruntreut bzw. geklaut hat. Die Presse, die das verbreiten würde, fände man sofort. Die Empörung des Volkes wäre vorprogrammiert, weil sie im Fernsehen stattfindet, wo man behaupten kann, daß ein gecasteter, auf der Straße Interviewter die Meinung des ganzen Landes vertritt. Also? Gar nichts. Das Dossier wird vorbereitet, das Bein der Kanzlerin stinkt, die KfW bleibt ein Geheimnis, die Dienste blühen, wir lullen uns in unsere Lieblingsängste ein, wir schauen Fußball und trinken Bier. Und wenn wir nach Pisse stinken, wissen wir, daß wir selbst die Verursacher sind, denken aber, daß Alkohol im Spiel sei.

Wenn Religion das Opium der Völker ist, sind die Geheimdienste ihr Bier. Und der Geruch betäubt das Land.



sexualität und kapitalismus: ja watt denn nu?



Erzähler_in*: In den vorherigen beiden Ausgaben des hEFTs hat die Gruppe wi(e)derdienatur vor allem dargestellt, wie die Verbindung von Sexualität und Kapitalismus nach Ansicht bestimmter Theoretiker_innen sein sollte – was noch nicht viel darüber aussagt, wie die Subjekte diese Verhältnisse erfahren. Oft halten sich die Menschen nicht an theoretische Vorgaben. Der letzte Text der Reihe dokumentiert ein nie stattgefundenes Gespräch zwischen zwei Menschen der Gruppe und einigen, die sich Anfang September bei einem Workshop zum Thema getroffen haben.

Apfel: In unseren letzten beiden Texten haben wir zwei verschiedene Theoriestränge vorgestellt, die einen Zusammenhang von Sexualität und Kapitalismus herstellen. Die Vertreter_innen der Repressionshypothese gehen davon aus, daß der Kapitalismus Sexualität unterdrückt. In dieser Vorstellung steht die rationale Organisation der kapitalistischen Arbeitsgesellschaft einem Prinzip der Lust und sinnlichen Erfüllung entgegen. Dann haben wir uns mit einer entgegengesetzten Theorie beschäftigt, die meint, daß der Kapitalismus bzw. die Moderne Sexualität nicht unterdrückt, sondern überhaupt erst hervorbringt. Hier ist auch weniger von Verboten die Rede als viel mehr von Anreizen – eine Sexualität zu haben und an diese eine Identität zu knüpfen, wird in der Moderne zur Voraussetzung dafür, an der Gesellschaft teilnehmen zu können. Anhand der Unterscheidung und Kennzeichnung von verschiedenen sexuellen Identitäten strukturiert sich nach dieser Theorie die Gesellschaft – aber auch das stellt sich eher zum Nachteil der Individuen heraus.

Mirabelle: In unserem letzten Text deuteten wir an, daß es eine historische Verschiebung von einem repressiven hin zu einem ermutigenden Umgang mit Sexualität gegeben hat. Es spricht einiges für diese Behauptung. Egal, ob Sexualität von der Moderne erst produziert wird oder nicht – als die kapitalistischen Verhältnisse hergestellt wurden, gab es die Vorstellung, daß Sexualität etwas Bedrohliches wäre und mit dieser Vorstellung wurde Politik, repressive Politik betrieben. Als diese Verhältnisse dann aber etabliert waren, wich die Angst vor dem Sex und er erhielt Einzug in alle Bereiche der Gesellschaft. Was ließe sich daraus folgern?

Zum einen ist denkbar, daß sich die Repression mittlerweile so effektiv in die Subjekte eingeschrieben

hat, daß sich ihre Inhalte wie von selbst reproduzieren und kein Druck mehr nötig ist. Andererseits könnte man sagen, daß zum aktuellen Stadium des Kapitalismus eine repressive Triebstruktur einfach nicht mehr paßt, weil die postfordistische Produktionsweise sehr stark auf Kreativität, Einfühlungsvermögen und Flexibilität setzt. Anders gesagt, am Fließband braucht man triebgehemmte Subjekte, während die Projektarbeit eher kreative braucht.

Im zweiten Punkt liegt schon ein Einwand gegen die These der historischen Verschiebung: Ist die Frage von Repression und Produktion von Sexualität vielleicht genau wie die Frage Projektarbeit oder Fließband eine Frage von Milieus? Und wenn man schon bei sozialer Ungleichheit ist: Ist es nicht so, daß in den Zentren Fortpflanzung gefördert wird, während derselbe Staat Geburtenkontrolle nach Afrika exportiert? Ist die Frage Repression/Produktion also nicht eher eine Frage von Herkunft, Milieu und politischem System, mit anderen Worten von Rasse, Klasse, Nation?

Birne: Wenn ich von einer historischen Entwicklung von einem repressiven hin zu einem gestaltenden Umgang mit Sexualität ausgehe, sollte klar sein, daß es sich hier nicht um eine lineare Entwicklung handelt. Abhängig von den Faktoren, die du genannt hast – Rasse, Klasse, Nation – gibt es Brüche, Unterschiede und Ungleichzeitigkeiten. Trotzdem würde ich den historischen Unterschied nicht leugnen – oder ist das vorstellbar: Onanierverbot für Fabrikarbeiter und Hartz-IV-Empfänger, während die Projekte-Party-Subjekte der Mittelschicht munter sexuell sein dürfen? Und so rassistisch und postkolonial der »Export der Geburtenkontrolle« auch ist – sind es wirklich Prüderie und repressive Sexualmoral, die hier exportiert werden? Die Aufklärungspro-

gramme, die dort gefahren werden, zielen doch darauf, daß über Sexualität geredet werden soll – die Voraussetzung für eine Etablierung des »guten Sex« und damit für Bio-Politik – die natürlich auch rassistisch sein kann. Ich würde also dabei bleiben, daß es heute mehr Ermutigung gibt und weniger Repression.

Obstsalat: Wir finden auch, daß heute ganz viel über Anreizstrukturen läuft. Es gibt z.B. einen üblen Leistungsdruck im Sexleben. Es gibt ein medial präsenten Ich-Ideal der ständigen sexuellen Leistungsbereitschaft. Wir werden die ganze Zeit gedrängt, diesem Ideal zu entsprechen, wobei dazu zunehmend auch Hilfsmittel erlaubt sind, die vor 10 Jahren noch verrückt und verboten waren. »Du sollst«, ist das Credo, es gibt keine direkte Strafe für die Verweigerung. Sicherlich hat diese Norm je nach Klasse oder Milieu, Herkunft, Alter, Geschlecht und anderen Strukturen besondere Ausprägungen, sie läßt sich aber insofern generalisieren, daß sie für den größten Teil der Bevölkerung gilt.

Birne: Wobei dieses ständige Drängeln zum »guten Sex« im Ganzen schon wieder repressive Züge trägt, weil die Möglichkeit zum Glück unterdrückt wird – denn wer ist schon glücklich mit dem, was in unserer Gesellschaft als »guter Sex« angepriesen wird.

Siebenkräuter: Aber was Du ansprichst, ist schon eine andere Repression als die der Repressionshypothese, die ja davon ausgeht, daß eine ursprünglich vorhandene Sexualität unterdrückt wird. Und diese Unterdrückung gibt es durchaus auch noch, gerade in der Erziehung. Es passiert z.B., daß Kindern der Umgang mit gleichgeschlechtlichen Freund_innen verboten wird, weil die Eltern fürchten, daß sich Homosexualität entwickeln könnte. Da wird also schon kindliche Sexualität unterdrückt – allerdings eben eine ganz bestimmte Sexualität, nämlich die homosexuelle. Gleichzeitig gibt es eine starke Anreizstruktur in Bezug auf heterosexuelles Begehren: Fast jede_r wurde als Teenie befragt, ob es schon Kontakte zum anderen Geschlecht gibt. Repression und Ermutigung gehen hier Hand in Hand mit demselben Ziel, der Erzeugung einer angepaßten und sozialverträglichen (Hetero-)Sexualität. Und das paßt auch auf ein anderes typisches Feld für das Erlernen sexueller Spielregeln: die Disco. Zum einen wird ganz stark erwartet, daß man sich dem anderen Geschlecht

zuwendet, zum anderen gibt es immer noch ganz handfesten Gegenwind, wenn man offen schwul oder lesbisch auftritt. Zumindest ist das in Erfurt so.

Pfannengemüse: Und die Förderung der Heterosexualität hat dann wieder viel mit Ökonomie zu tun. Partnerschaften sind schon ein wichtiger Ort für die Reproduktion des Systems, nicht nur am einzelnen Menschen, sondern auch für die Erzeugung neuer Menschen und die Weitergabe von Normen an die nächste Generation. Andererseits ist auch Homosexualität gut nutzbar für Systeminteressen. Vielfalt wird heute als kulturelles Kapital gehandelt. Es ist kein Wunder, daß der Oberbürgermeister die Schirmherrschaft über den Christopher-Street-Day übernimmt. Eine weltoffene Stadt hat ökonomisch bessere Karten als eine kleinkarierte. Daß das in Erfurt noch nicht in allen Etagen angekommen ist, könnte auf die angesprochenen Ungleichzeitigkeiten hindeuten: Oben hat man ein Interesse, Homosexualität für den Standort zu nutzen. Man hofft wahrscheinlich auf einen schwulen Karnevalsumzug wie in Köln oder Berlin und fördert entsprechende Bestrebungen. Weiter unten, bei der Polizei und beim Ordnungsamt, fürchtet man immer noch um die abendländische Kultur und geht entsprechend repressiv mit dem CSD um.

Apfel: Sagen wir also, daß es schon eine historische Tendenz von der Repression hin zur Ermutigung gibt, die aber durch einige Faktoren relativiert wird: Repression und Ermutigung gehen oft Hand in Hand. Abseitige Sexualität wird eher repressiv behandelt als normale. Sowohl Repression als auch Anreizstrukturen funktionieren anders je nach Klasse, Ort, Milieu, Geschlecht, Herkunft, etc. Und wir diskutieren daran weiter.

Werbeprediger_in aus dem Off: Wie gesagt, dieses Gespräch hat nie stattgefunden. Wer weiter mit wi(e)rdienatur an der Frage arbeiten möchte, kann sich an widerdienatur@arranca.de wenden.

* Wir benutzen den Unterstrich, um auszudrücken, daß es mehr Geschlechter als Männer und Frauen gibt. Der Unterstrich markiert eine sprachliche Lücke, die normalerweise uneindeutige oder nicht stabile Geschlechter unsichtbar macht.





Mehr analoge Mittelformatfotografien von Tom Ritschel gibt es bis zum 30. November im Schauplatz am Dom zu sehen. Die Ausstellung »offen.blende« hat immer donnerstags von 16 bis 18 Uhr und zu allen Veranstaltungen geöffnet.

• • • • • Fotos: Tom Ritschel









manchesterhosen united.

Von Alexander Platz

Auf der Straße steht eine Manchesterhose. Eine zweite kommt vorbei und stellt sich dazu. Auf der Straße stehen zwei Manchesterhosen. Eine dritte und eine vierte kommen vorbei und stellen sich dazu. Auf der Straße stehen vier Manchesterhosen. Eine fünfte, eine sechste, eine siebente und eine achte kommen vorbei und stellen sich dazu. Auf der Straße stehen acht Manchesterhosen. Eine neunte, eine zehnte, eine elfte, ein zwölfte, eine dreizehnte, eine vierzehnte, eine fünfzehnte und eine sechzehnte kommen vorbei und stellen sich dazu. Auf der Straße stehen sechzehn Manchesterhosen. Eine siebzehnte, eine achtzehnte, eine neunzehnte, eine zwanzigste, eine einundzwanzigste, eine zweiundzwanzigste, eine dreiundzwanzigste, eine vierundzwanzigste, eine fünfundzwanzigste, eine sechsundzwanzigste, eine siebenundzwanzigste, eine achtundzwanzigste, eine neunundzwanzigste, eine dreißigste, eine einunddreißigste und eine zweiunddreißigste kommen vorbei und stellen sich dazu. Auf der Straße stehen zweiunddreißig Manchesterhosen. Eine dreiunddreißigste, eine vierunddreißigste, eine fünfunddreißigste, eine sechsunddreißigste, eine siebenunddreißigste, eine achtunddreißigste, eine neununddreißigste, eine vierzigste, eine einundvierzigste, eine zweiundvierzigste, eine dreiundvierzigste, eine vierundvierzigste, eine fünfundvierzigste, eine sechsundvierzigste, eine siebenundvierzigste, eine achtundvierzigste, eine neunundvierzigste, eine fünfzigste, eine einundfünfzigste, eine zweiundfünfzigste, eine dreiundfünfzigste, eine vierundfünfzigste, eine fünfundfünfzigste, eine sechsundfünfzigste, eine siebenundfünfzigste, eine achtundfünfzigste, eine neunundfünfzigste, eine sechzigste, eine einundsechzigste, zweiundsechzigste, dreiundsechzigste und eine vierundsechzigste kommen vorbei und stellen sich dazu. Auf der Straße liegen vierundsechzig Manchesterhosen. Eine fünfundsechzigste, eine sechsundsechzigste, eine siebenundsechzigste, eine achtundsechzigste ...

Die Geschichte der arbeitenden Klasse in England beginnt mit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mit der Erfindung der Dampfmaschine und der Maschinen zur Verarbeitung der Baumwolle. Diese Erfindungen gaben bekanntlich den Anstoß zu einer industriellen Revolution, einer Revolution, die zugleich die ganze bürgerliche Gesellschaft umwandelte. England

ein waidgerechter tod.

Von Georg Maltzen

Seit ich denken konnte, war immer Lärm da. Immer ein vorbeifahrendes Auto, pöbelnde Leute, schreiende Kinder, Sirenen. Aber der Lärm war es nicht, den ich vermißte. Zuerst war ich sehr unglücklich über die Entscheidung meiner Eltern, von Berlin in den Thüringer Wald zu ziehen, aber als Kind ist man in der Verteidigung begrenzt. Die Luft stank modrig. Kein Mensch mehr weit und breit, nur unser einsam stehendes Haus. Wenn man alles Aufregende und Interessante rausnimmt, bleibt eben nur noch eine schöne Landschaft. Ich wäre wahrscheinlich Amok gelaufen, wäre mir nicht Herr Fuchs über den Weg gelaufen.

Ich lernte ihn kennen, als ich wieder einmal Gott spielte. An jenem Tag wog ich mich in scheinbarer Abgeschlossenheit und hockte über einem Ameisenhaufen, um Erkunder-Ameisen mit einem Lolli vom Hain weg zu locken und mit einem von meinem Vater gestohlenen Feuerzeug einzeln zu verbrennen. Mein glucksendes Lachen muß mich verraten haben, denn plötzlich stand er hinter mir – Herr Fuchs. Ohne ein Wort nahm er das Feuerzeug aus meiner Hand, ohrfeigte mich, steckte das Feuerzeug ein, würdigte mich keines weiteren Blickes, spuckte seinen Kautabak an den Wegrand, machte kehrt und verschwand, so rasch, wie er erschienen war. Ich schlich ihm nach, weil ich mein Feuerzeug wiederhaben wollte, versteckte mich dabei hinter Bäumen und versuchte möglichst leise, seinem Weg in den Wald zu folgen. Ich konnte nicht herausfinden, was alles in seinem dichten, grauen Bart geschah. Die Feder an seinem Jagdhut wippte im Tempo seines Ganges. Er trug eine beige Cordhose zu einem olivgrünen Cordparka und unverständlicherweise ein auffälliges, rotes Tuch um seinen Hals. In meine Beobachtung vertieft, bemerkte ich nicht, wie ich ein paar Vögel aufschreckte, blitzartig war er in Alarmbereitschaft und sagte: »Zeig Dich!«

Mir blieb nichts anderes übrig, als aus meinem Versteck hervorzukommen.

»Geben Sie mir mein Feuerzeug wieder.«

Er verzog verächtlich die Mundwinkel.

»Nein.«

In der Stadt hatte ich es schon mit viel beängstigeren Leuten zu tun, doch obwohl er ein Gewehr hatte, fuhr ich, meinem natürlichen Ungehorsam folgend, fort, ihn zu löchern.

»Warum tragen Sie überhaupt ein rotes Tuch, kann man damit überhaupt unerkant jagen?«

Im Umdrehen und Weggehen erwiderte er:

»Wegen der Chancengleichheit.«

Ich ließ mich nicht abschütteln.

»Sind Sie Jäger?«

Er tat so, als hätte er mich nicht gehört, machte keine Anstalten, stehen zu bleiben.

»Haben Sie heute schon etwas gefangen?«

Wie lange leben Sie schon hier draußen?

Darf ich mit Ihrem Gewehr schießen?

Nehmen Sie mich mit?«

Er wurde langsam gereizt, hielt inne, um mich zu rechtzuweisen.

»Warum sollte ich?«

»Immerhin konnte ich Ihnen ein gutes Stück nachgehen, ohne daß es Ihnen aufgefallen ist.«

Kurz überlegte er und schob seinen Kautabak von der rechten in die linke Seite seines Mundes.

»Sei morgen wieder an der Lichtung, um sechs Uhr morgens.«

Von da an nahm mich Herr Fuchs mit auf seine Jagdtouren. Entgegen der üblichen Jagdpraxis jagte er nur allein. Er folgte auch keinen festen Routen, vielmehr folgte er bestimmten Tieren, nicht immer, um sie zu erlegen, sondern häufig nur, um sie zu studieren, sie kennenzulernen, wie er es nannte. Sein Wissen über den Wald schien, wie der Wald selbst, in jede Richtung endlos. Der Wuchs einer bestimmten Sorte Pflanze gab ihm Hinweise, aufgeplatztes Holz legte für ihn verborgene Kenntnisse frei.

ist der klassische Boden dieser Umwälzung, die um so gewaltiger war, je geräuschloser sie vor sich ging, und England ist darum auch das klassische Land für die Entwicklung ihres hauptsächlichsten Resultates, des Proletariats. [...] Vor der Einführung der Maschinen geschah die Verspinnung und Verwebung der Rohstoffe im Hause des Arbeiters. Frau und Töchter

Einmal graste ein Reh, das Herr Fuchs schon ausgiebig beobachtet hatte, in unmittelbarer Nähe von uns. Er beschloß, es zu töten, und blickte sehr ernst in meine Richtung, um mich zu warnen und mir mitzuteilen, was bevorstünde. Lautlos legte er sein Gewehr an, entsicherte und schoß dem Tier in den Hals. In diesem Moment blieb dem Wald schlagartig für einige Sekunden jedes Geräusch fern, wie bei einem Schock. Wir traten an das Tier heran, es keuchte durch den aufgeplatzten Hals, die Augen verdrehten sich und die Hinterbeine strampelten ins Leere flüchtend auf der Suche nach einem festen Untergrund. Herr Fuchs sah mich an und erklärte mir, während er sein Gewehr mit einer neuen Patrone füllte, daß eine Jagd dann waidgerecht sei, wenn das Wild am wenigsten leide. Ein weiterer Schuß tötete das Reh. In der darauf folgenden Nacht träumte ich, ich sei ein Sperling, der wild umherirrte, auf der Suche nach Futter, dann einen Wurm fing, der jedoch aus dem Schnabel rutschte und von einer Ammer aufgelesen wurde. Wie ich hinterher flog, es aber nicht schaffte, die Ammer einzuholen, wie mein Herz raste. Und ich rastlos Ausschau nach Feinden, nach Beute hielt. Beim nächsten Treck im Gehölz erzählte ich Herrn Fuchs von diesem Traum, worauf er trocken erwiderte: »Ein Teil von dir weiß also noch, wie es war.«

Herr Fuchs wollte, daß ich lernte, mit dem Gewehr umzugehen, falls eine Situation von mir verlangte, uns zu retten. Meine Eltern haßten ihn. Besonders mein Vater. Wilde Gerüchte schwirrten um Herrn Fuchs und mein Vater wurde nicht müde, das zu wiederholen, was die Einheimischen von dem Waldläufer dachten. Er würde im Wald leben, gar kein Zuhause haben, seine Jagdlizenz nicht verlängern, obwohl sie abgelaufen sei, wildern und das Ökosystem gefährden. In meinen Augen war er der Wald. Doch er hielt nicht viel von meiner Meinung, schließlich waren wir seiner Ansicht nach die Fremden in der Natur. Gegen den Willen meines Vaters setzte ich die Ausflüge fort, sammelte Pilze, lernte Vogelgesänge auswendig und mich des Nachts im Wald zu orientieren.

Bei einer Gelegenheit erspähten wir ein Wildschwein. Es war sehr alt, und wäre es nicht anders gekommen, hätte sich der Wald selbst in Kürze von ihm entledigt, doch Herr Fuchs beschloß ein anderes Ende. Er gab mir das Gewehr und erinnerte mich an die Übungen, die wir gemacht hatten. So und nicht anders. Ich zitterte. Geräuschlos zog er seinen Cordparka aus und legte ihn mir über die Schultern. Ich legte an und zielte auf den Kopf des Keilers. Zögerlich fragte ich: »Und was ist, wenn es so denkt wie ich?«

»Diesen Fehler haben die Tiere nie gemacht.«

Wir banden die Hufe des Wildes zusammen und schleiften es zu mir nach Hause, während mein Lehrmeister mir davon erzählte, wie er als junger Mann sein erstes Reh durch Ausdauerjagd erlegte – dem Tier so lange hinterherlaufen, bis es nicht mehr konnte und zusammenbrach. Seiner Meinung nach sei das die Grundform allen Jagens. Ein gerechter Kampf. Er empfände das Gewehr als eine Abkehr von dieser alten Form und trüge das rote Tuch, seit er die neue Technik benutze, um das Gleichgewicht wiederherzustellen. Ich war trotzdem stolz über die Jagd und meinen Erfolg. Als meine Mutter das Tier am Rand unseres Waldstücks zusammen mit Herrn Fuchs und mir entdeckte, schrie sie hysterisch und rief meinen Vater. Mir wurde verboten, weiterhin mit Herrn Fuchs auf Jagd zu gehen und ein Gewehr zu tragen. Dieser akzeptierte das Urteil meiner Eltern zwar, spuckte aber beim Weggehen verächtlich seinen Tabak an den Rand unseres Grundstücks.

Kaum, daß eine Woche vergangen war, mußten wir auch schon wieder weiter in die nächste Stadt ziehen. Ich fragte nicht einmal mehr, in welche, da ich es unlängst schon als einen unvermeidlichen Bestandteil meines Daseins akzeptiert hatte.

Ich habe Herrn Fuchs nie wieder gesehen. Im vergangenen Winter ist er gestorben. Ich trauere um ihn, wie um einen Vater oder so etwas Ähnliches. Entenjunges folgen instinktiv eher einem grellbunten Stock mit der richtigen Form, als ihren eigenen Artgenossen. Und vielleicht folgte ich einfach auch nur einem derartigen Wunsch.

spannen Garn, das der Mann verwebte oder das sie verkauften, wenn der Familienvater nicht selbst es verarbeitete. Diese Weberfamilien lebten meist auf dem Lande, in der Nähe der Städte, und konnten mit ihrem Lohn ganz gut auskommen, da der heimische Markt noch für die Nachfrage nach Stoffen entscheidend, ja fast der einzige Markt war und die mit der



ein sehr, sehr schönes mädchen.

Von David Turashvili

Übersetzung: Maka Blank

Es gab da in einer kleinen europäischen Stadt ein Seminar über die Demokratie und über die Entwicklung der Demokratie. Ich bekam die Einladung und flog hin. Welches Seminar konnte wohl schon der Entwicklung unserer Demokratie helfen, aber ich tat es trotzdem. In Tbilissi, meiner Heimatstadt, war es schon kalt. Viel zu tun hatte ich dort nicht. Ich hätte bei Kerzenlicht an einem Projekt arbeiten sollen, doch das war mir keine angenehme Vorstellung. Also flog ich nach Europa.

Im Flughafen wartete auf mich eine Frau mit Brille und mit einem Schild in der Hand. Darauf stand mein Name, auf Englisch und natürlich falsch. Ich lächelte sie an, zeigte mit dem Finger auf mich, daß ich es sei, und sie atmete auf. Wahrscheinlich war sie sicher, daß ich aus irgendeiner Republik der ehemaligen Sowjetunion nicht so einfach in die Mitte Europas reisen konnte. Wie sie mir dann selbst sagte, habe sie sich große Sorgen gemacht, am meisten darüber, daß ich unterwegs, beim Umsteigen, verloren gehen könne. »In der Natur geht nichts verloren«, beruhigte ich sie. Zwei Stunden später waren wir am Ziel. Die Veranstalter hatten das Seminar in einem Wald organisiert und das war eine gute Wahl – ein geschmackvoll eingerichtetes Schloß von einem Herzog oder Grafen aus dem Mittelalter. Gemessen an den Lebensumständen in meiner Heimat freute ich mich jetzt über den europäischen Komfort. Heißes Wasser begehrte ich besonders und so saß ich zehn Tage lang immer frisch gewaschen und gereinigt im Seminar. Die meisten Redner waren aus Amerika. Uns, den Leuten aus der ehemaligen Sowjetunion, erklärten sie sorgsam das Wesen und die Vorteile der Demokratie. Auch wenn die Barmherzigkeit der Demokratie mein Land momentan nicht weiterbringen konnte, würde mir der ausgezeichnete Whisky hier sehr gut tun, dachte ich. So trank ich jeden Abend eifrig die am Tresen erworbene märchenhafte Flüssigkeit und ließ meine Gedanken schweifen. Nachts las ich immer Bukowski, ich hatte nur dieses eine Buch dabei. Ich konnte Whisky und Bukowski nur schwer

voneinander trennen, konsumierte beides in vollen Zügen. Am Seminar nahmen auch Russen teil, aber nur Männer, und das war wahrscheinlich eine gute Entscheidung, da in Rußland eher die Männer Wissen über die Demokratie nötig haben als die Frauen ...

Am elften Tag fuhren wir mit demselben Kleinbus wieder zurück in die kleine Stadt. Hier sollte ich eine Nacht in einem schönen Hotel bleiben, am nächsten Tag in die Hauptstadt fliegen und von da aus gleich weiter – in meine, der heiligen Maria gehörende Heimat. Bis zum Abend ging ich in den gepflasterten Gassen spazieren, kaufte noch ein paar Geschenke für meine Familie. Dann kehrte ich zum Hotel zurück. Mein Zimmer war gemütlich. Ich machte den Fernseher an, aber die Werbung nervte mich. Ohne Whisky hätte ich bestimmt nicht mehr einschlafen können, also ging ich nach unten.

Es war eher ein Klub als eine Bar. Die Paare tanzten im Dunkeln. Ich setzte mich an einen freien Tisch. Alles war sehr schummrig beleuchtet. Der Kellner bemerkte mich schnell. Ich bestellte ein Glas doppelten Whisky, trank es, sobald es kam, und bestellte noch ein Glas, wieder einen Doppelten. Der Whisky war so gut, daß ich ihn wirklich nicht mit Eis nippen konnte, wie Bukowski es tat. Auch meinen Adern und meinem Gehirn tat das Tempo beim Trinken sehr gut. Ansonsten hatte ich es nicht besonders eilig, denn in meiner Nähe saß ein umwerfend schönes Mädchen und blickte mich unzweideutig an. Ich war müde und beschwippst, wenn auch nicht betrunken, aber ich erkannte doch, daß sie mich als potenziellen Kunden ansah. Es war dunkel, aber ihre schönen Gesichtszüge konnte ich trotzdem sehen. Ich hatte schon das dritte Glas getrunken, als sie aufstand und zu mir kam. Sie setzte sich neben mich, aber nicht rechts von mir, sondern lief einmal um den Tisch herum, auf die linke Seite. Daran erinnerte ich mich erst später, am Morgen, in diesem Moment aber bemerkte ich diese Kleinigkeit kaum. Das vierte Mal bestellte ich Whisky, nun schon

Eroberung fremder Märkte, mit der Ausdehnung des Handels später hereinbrechende Übermacht der Konkurrenz noch nicht fühlbar auf den Arbeitslohn drückte. [...] Die erste Erfindung, die in der bisherigen Lage der englischen Arbeiter eine durchgreifende Veränderung hervorbrachte, war die Jenny des Webers James Hargreaves zu Standhill bei Blackburn in Nord-

für uns beide. Sie trank langsam und wenig, ich – wieder kaukasisch. Ich fragte sie nach ihrem Namen, sie sagte ihn und lächelte mich an. Dann nach dem Preis und den sagte sie mir auch. Eine Stunde kostete nicht viel, aber es eilte mich auch nicht, so schnell zur Sache zu kommen. Mein Geld reichte für die ganze Nacht. Ich bot ihr an zu tanzen. Heute noch erinnere ich mich an den Geruch ihres Haares, spüre ihren Arm an meinem Hals und die zärtliche Berührung ihrer sanften Finger an meinem Nacken. Sie war wirklich sehr schön. Ein Travolta war ich sicher nicht, aber etwas anderes als Tanzen fiel mir nicht ein, um ihr ein wenig näher zu kommen, bevor wir im Bett landeten. Nebenbei trank ich noch ein Glas Whisky. Dann wollte ich auf einmal sehr, sehr reden, besser gesagt, mich mit ihr unterhalten, noch besser gesagt, ihr zuhören. Ich wollte alles über sie wissen, was sie mir erzählen und was ich selbst erkennen würde.

Das siebte Glas war das letzte. Wir nahmen den Aufzug. Gleich, als wir das Zimmer betraten, gab ich ihr das Geld. Beschwert durch den Whisky bewegte ich mich sehr langsam und brauchte lange, um mich auszuziehen. Ich dachte nicht mehr an Sex, nur noch an das angenehme Schlafen, zusammen mit ihr. Ich wollte nur ihren nackten Körper unter der Decke spüren, wollte, daß sie mit dem Kopf an meiner Schulter zusammen mit

mir einschlief. Etwas anderes wollte ich nicht. Wichtig war, daß ich nicht allein blieb, und dafür bezahlte ich. Sie war aber ehrlicher als ich und machte das, wofür sie das Geld schon genommen hatte. Der Whisky wirkte so stark, daß mich gleich, nachdem wir fertig waren, ein tiefer Schlaf erfaßte. Das einzige, woran ich mich später erinnerte, war ihre hauchdünne Haut ... seltsam und angenehm ...

Am Morgen wurde ich schon früh wach. Die Gardinen waren offen und das ganze Zimmer war sonnedurchflutet. Ich hatte Kopfschmerzen, aber nicht so starke, wie erwartet, und das bedeutete, daß ich am Vorabend wirklich perfekten Whisky getrunken hatte. Ich beeilte mich nicht aufzustehen, weil ich entschieden hatte, ihr als ein besserer Freier den Vortritt ins Bad zu lassen. Sie war wirklich wundervoll anzusehen. Beim Aufstehen küßte ich sie auf die Wange und bedankte mich bei ihr.

Sie stand auf und ein riesiger Stich ging durch mein Herz vor Schreck und Verblüffung – ihr fehlte der linke Arm.

Ich weiß nicht mehr, wie ich zum Flughafen kam. Im Flugzeug bat ich um ein Medikament.

Bis heute kann ich nicht verstehen, wie ich an jenem Abend nicht merken konnte, daß ihr der linke Arm fehlte, diesem wunderschönen Mädchen ...

Lancashire (1764). Diese Maschine war der rohe Anfang der späteren Mule und wurde mit der Hand in Bewegung gesetzt, hatte aber statt einer Spindel, wie das gewöhnliche Handspinnrad, deren sechzehn bis achtzehn, die von einem einzigen Arbeiter getrieben wurden. [...] Mit diesen Erfindungen, die seitdem noch jedes Jahr verbessert wurden, war der Sieg der

unausgetobt.

Von Stefan Schütz

die messer habe ich verworfen
alle gifte ausprobiert
ich morde mit blick
ins abenteuergenick
mich rührt dieses durchdrehen
an diesem planeten
wie man hoffnungen schleudert
wo gletscher geiseln nehmen
und primitive sonden
kometen melken
flüsse strömen ins gewissen
ich bin beeindruckt von so viel
menschlichkeit während
wir als interessantes experiment
den selbstmord kosmisch
unbeanstandbar vollziehen

.....

Maschinenarbeit über die Handarbeit in den Hauptzweigen der englischen Industrie entschieden. Die Folgen hiervon waren auf der einen Seite rasches Fallen der Preise aller Manufakturwaren, Aufblühen des Handels und der Industrie, Eroberung fast aller unbeschützten fremden Märkte, rasche Vermehrung der Kapitalien und des Nationalreichtums; auf der andern eine

kurts geschichte.

Von Maria Luisa Leypold und Jessy Asmus

Eine Kurzgeschichte zur Cord-Geschichte.

Zurück in den 60ern: Ich bin Kurt Hose, eigentlich gibt es nicht viel über mich zu erzählen. Ich bin ein kleiner dicklicher Mann aus Manchester mit einem Erbsenkopf. Noch einen Moment und meine Fliege sitzt perfekt. So. Ich war fast immer ein anständiger Mann, habe immer auf LSD und andere Betäubungsmittel verzichtet.

Manche fragen, ob Glatze zu tragen nicht altmodisch sei, doch ich muß das negieren. Jedes einzelne meiner fünf Haare macht mich Stolz. »This is the end – krrr – this is the end – krrrrr – this is ...«

Mist. Vielleicht fällt der vermaledeiten Industrie irgendwann einmal ein, Platten mit längs verlaufenden Rillen zu erfinden. Der Tonabnehmer könnte so einfach die Quadratische Platte nachschieben und diese ständigen Tonsprünge wären Geschichte. Alles gerade und ordentlich.

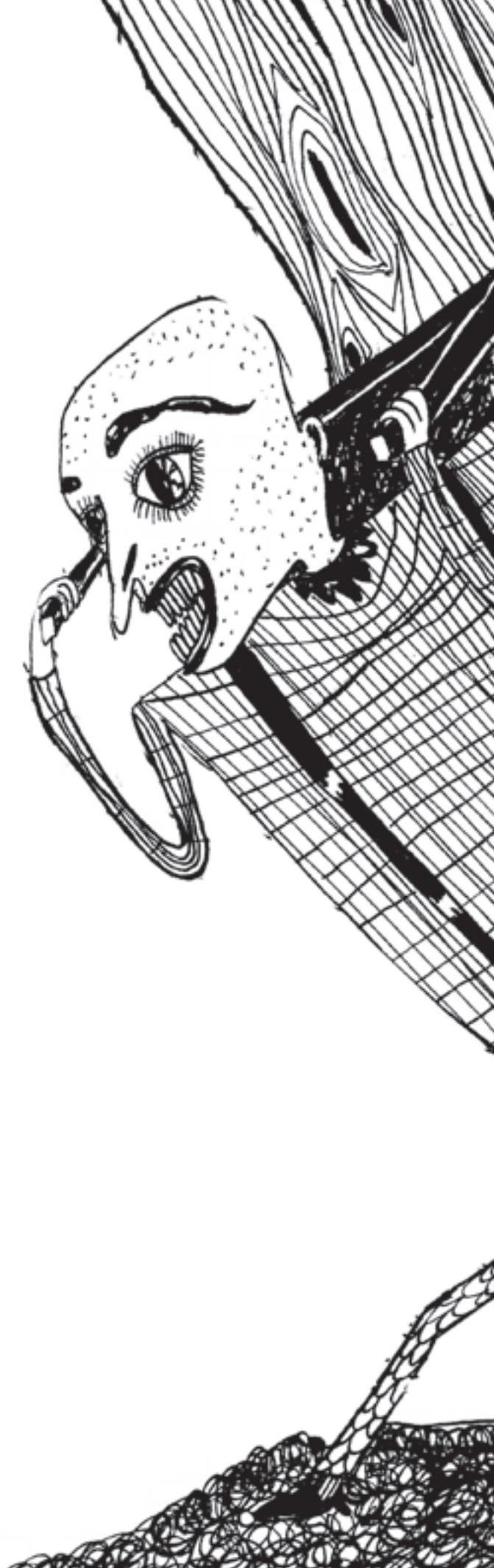
Am besten schicke ich als Skizze gleich meine Tapede mit. Doch wo hinge ich dann mein Mary-Quandt-Poster auf? Ein wirklich heißer Feger in ihrer neuen Minirock-Kollektion.

Im Alltag bin ich, Kurt, sehr robust, deshalb verichte ich wohl am besten meinen Job. Ich würde behaupten, auf mich kann man sich immer verlassen.

Dazu bin ich sehr kommunikativ und gesellig, das kommt sicher daher, daß ich überall bekannt bin. Mich gibt es sogar in den bunten Marihuanawelten meiner Hippieachbarn. Selbst auf dem rosafarbenen Flower-Power-Bus ist mein Name zu finden. Kurt Hose ist eben für jedermann ein bedeutsamer Name.

Neben vielen Arbeitskollegen besitze ich viele Liebhaber. Ständig ist meine Bude gefüllt. Meine Freunde und ich sitzen am liebsten im Schneidersitz im Kreis und lauschen den Beatles. Da gestatte ich mir schon einmal einen Zug. Ich bin sehr gefragt. Ständig werde ich eingeladen. Zudem reise ich gern.

Ich würde mich nirgendwo einordnen, ich bin weder zu schick noch zu leger. Meine Anpassungsfähigkeit verschaffen mir vor allem die vielen Löcher in meinem Gürtel der Angepaßtheit. Egal, wohin ich gehe, ob ich mich eingeengt fühle oder allein wegen des vielen Platzes, meine Löcher helfen mir.





der hosenkäufer.

Von Till Bender

Ich machte einen kleinen Umweg über Hartington's an diesem Morgen. Mein letzter Auftrag war eigentlich ganz gemütlich über die Bühne gegangen. Jedenfalls bis zum Finale. Und wenn sich in dem Lagerhaus alle wie Erwachsene aufgeführt hätten, wäre auch das ein ruhiger, entspannter, eleganter Tag geworden. Aber ruhige, entspannte, elegante Tage sind selten in meinem Geschäft. Jemand hatte einen unangemeldeten freien Mitarbeiter in einem schlecht einsehbaren Winkel installiert. Mit einer völlig kindischen abgesägten Schrotflinte in seinen nervösen Fingern. Es kam, wie es nicht hätte kommen müssen: Es wurde laut und unübersichtlich, und mein Hut ging dabei drauf. Schade drum. War ein guter Hut. Jetzt brauchte ich einen neuen. Nach zwanzig Minuten im Nieselregen hatte ich ihn eingetragen.

Zwei Treppen unter meiner Etage begann der Hausflur ganz leise, sehr kultiviert und kostspielig zu duften. Das tat er sonst nicht.

Auf den Stufen vor der Tür zu meinem Büro saß ein Gesicht aus meiner Frühstückszeitung. Ich sprach die Dame höflich an: »Machen Sie hier Pause auf dem Weg zum Dach oder wollen Sie zu mir?«

Sie wollte zu mir. Ich öffnete uns, ließ sie Platz nehmen, bot ihr einen Brandy an – den sie ablehnte –, schenkte mir einen Brandy ein – den sie offensichtlich auch ablehnte –, machte es mir hinter meinem Schreibtisch bequem und überließ ihr den ersten Zug.

»Sie wissen, wer ich bin?«, begann sie nach einer Weile.
»Ich weiß nicht. Weiß ich genug über Sie, um sagen zu können, daß ich weiß, wer Sie sind, wenn ich weiß, daß Sie die Frau des Bürgermeisters unserer schönen Stadt sind?«

Sie schien darüber nachzudenken.

»Im Grunde wohl. Sehen Sie, sobald jemand einen gewissen Bekanntheitsgrad erlangt hat, fängt die Presse an, sich schrecklich zu interessieren – nicht nur für alles, was er selber, auch für das, was seine Familie tut. Und wenn beispielsweise seine Ehefrau einen Privatdetektiv aufsucht ...«

Ich nickte.

»Also, wenn es nicht so ein altes Klischee wäre, würde ich jetzt sagen: ›Ich kann mich doch auf Ihre Diskretion verlassen?‹«

»Alte Klischees sind meine größte Sorge nicht.«

»Ja, ja, das hatte ich schon bemerkt.«

»Lady, ich bin kein geschwätziger Mensch. Es geht niemanden etwas an, wer mich mit was beauftragt. Was kann ich für Sie tun?«

Sie sah in den kalten Regen hinaus.

»Stoppen Sie den Hosenkäufer.«

Das war beeindruckend. Die meisten Klienten brauchen mehr als vier Worte, um ihr Anliegen vorzutragen.

Der Hosenkäufer ging seit ein paar Wochen in der Stadt um: Ein maskierter Mann lauerte Männern auf – ausnahmslos ärmlich gekleideten Männern –, zwang sie mit vorgehaltener Waffe, ihre Beinkleider auszuziehen, warf ein paar kleinere Geldscheine auf den Boden und machte sich dann mitsamt der Hose aus dem Staub. Niemand hatte die leiseste Idee, was oder wer dahintersteckte. Spekulationen wurden zur Genüge gehandelt, und sie reichten von Sexualtriebter bis Performance-Künstler. Er hatte schon ein Dutzend Mal zugeschlagen und mittlerweile relativ leichtes Spiel, denn er hinterließ immer mehr Geld, als die Hose wert war.

»Gut«, sagte ich und leerte mein Glas. »Was ist Ihre Motivation?«

»Ist das wichtig?«

»Kann sein, kann nicht sein. Manchmal ergeben sich daraus Anhaltspunkte, von denen der Auftraggeber selber gar nichts ahnt.«

»Hier wohl kaum. Ich will einfach, daß das aufhört. Irgendwer treibt da sein abscheuliches Spiel mit unseren schwächsten Mitbürgern. Das ist ekelhaft. Und das geht jeden in dieser Stadt an. Aber natürlich hat nicht jeder die Mittel, etwas dagegen zu unternehmen. Ich schon. Ich kann es mir leisten, einen privaten Ermittler zu engagieren, darum tue ich es.«

Sozial gedacht. Ich goß mir noch einen Drink ein.

noch viel raschere Vermehrung des Proletariats, Zerstörung alles Besitzes, aller Sicherheit des Erwerbs für die arbeitende Klasse, Demoralisation, politische Aufregung. [...] Haben wir schon oben gesehen, welche Umwälzung in den gesellschaftlichen Verhältnissen der unteren Klassen eine einzige unbeholfene Maschine wie die Jenny hervorbrachte, so wird man sich

»Vielleicht wird dieser Mensch von der Polizei gestellt, aber, soweit ich weiß, haben Sie andere Möglichkeiten als die offiziellen Behörden. Wenn allerdings bekannt würde, daß ich Sie hinzugezogen habe, lesen wir wahrscheinlich bald so etwas wie: BÜRGERMEISTER HÄLT POLIZEI FÜR ÜBERFORDERT UND HETZT UNDERCOVER PROFI AUF HOSENKÄUFER. Und das wäre schlecht für die Polizei, für die Stadt und – für meinen Mann.«

Auch wenn ich so eine Schlagzeile für unwahrscheinlich hielt, konnte ich ihre Sorge prinzipiell nachvollziehen. Ich dachte darüber nach, was mich an dieser Sache interessieren könnte.

Da war nicht viel.

Ich übernahm den Fall.

Als der zarte Duft ganz aus meinem Büro gewichen war, begann ich, ein bißchen zu recherchieren. Zuerst verschaffte ich mir einen groben Überblick über die Familie meiner Auftraggeberin. Alte Gewohnheit von mir.

Er: 59, Dr. jur., seit acht Jahren unser Bürgermeister, konservativer Mann, wer ihn nicht mag, schätzt ihn, wer ihn nicht schätzt, respektiert ihn. Sie: 52, Rechtsanwältin, hat ihren Beruf seit der Geburt der Tochter nicht mehr ausgeübt, repräsentiert, arbeitet unermüdlich für diverse gemeinnützige und Wohlfahrtsorganisationen. Tochter: 26, arbeitet im Beraterstab einer EU-Abgeordneten in Straßburg. Sohn: 24, studiert Wirtschaftswissenschaft und Kunst, betreibt seit zwei Jahren eine erfolgreiche Galerie hier in der Stadt.

Ich nahm noch einen Brandy.

Dann sammelte ich alles, was ich finden konnte über den Hosenkäufer. Über den Mann selbst gab es wenig: Er tauchte wie ein Phantom auf, nahm die Hose, ließ das Geld da und verschwand. Allerdings war eine Zeitung auf die Idee gekommen, über seine Opfer eine kleine Porträt-Reihe zu veröffentlichen – wer die Männer waren, wieso sie so lebten, wie sie lebten, und zum Schluß, als kleines Stück Straßen-Poesie, was sie sich für »das Geld« kaufen würden. Die finanziell bessergestellten lebten von der Sozialhilfe, die anderen waren obdachlos. Die meisten hatten ihre Hosen aus Kleiderspenden bekommen. Keiner vermißte seine sehr.

Und es gab noch eine Gemeinsamkeit: Sie alle hatten dunkelbraune Manchesterhosen getragen.

Ich lehnte mich in meinem Schreibtischstuhl zurück.

Was kann der für ein Interesse an zwölf braunen getragenen Manchesterhosen haben? Die Antwort lag auf der Hand. Keins.

Ich sah diese zwölf Hosen vor mir. Alle gleich. Zwölf Stück. Und plötzlich wurden diese zwölf gleichen Hosen – aller grammatischen Klugschnackerei zum Trotz – zu zwölf Mal derselben Hose. Es war immer dieselbe Hose, immer dieselbe. Nicht die, die er »kaufte« – die, die er suchte. Und wie stoppt man jemanden, der eine bestimmte Hose sucht? Vor allem mußte ich hoffen, daß er sie noch nicht gefunden hatte.

Ich zog mir meinen Regenmantel an, nahm meinen Hut und machte mich auf zum nächsten Second-Hand-Laden. Ich hatte ein paar ausgesprochen ungemütliche Tage vor mir. Der Regen ließ nicht nach, und mein Plan sah nicht vor, mich in gemütliche, trockene Ecken zurückzuziehen. Meine Kleidung hatte ich ein bißchen verbeult, schleppte einen billigen Rucksack und zwei Plastiktüten mit mir herum und driftete ziellos durch die Innenstadt. Wenn ich müde wurde, rollte ich irgendwo in Bahnhofsnähe oder in der Fußgängerzone eine zerschlissene Matte aus und setzte mich auf den Boden. Am Ende des ersten Tages brauchte ich mir keine Mühe mehr zu geben, eine mitleiderregende Erscheinung zu mimen. Nach Einbruch der Dämmerung wanderte ich stundenlang hin und her zwischen belebteren Regionen und dunklen Ecken, in denen man mir gut auflauern konnte. Die ganze Zeit hatte ich nichts anderes zu tun, als möglichst vielen Leuten vorzuführen, daß ich eine alte braune Manchesterhose trug.

Das Glücksgefühl, das mich durchströmte, als am fünften Tag gegen neun Uhr abends auf einem schlecht beleuchteten Parkplatz ein maskierter Mann mit einer Pistole in der Hand vor mir stand und sagte: »Her mit deiner Hose!«, sucht bis heute seinesgleichen.

Ich zog meine Hose aus und reichte sie ihm. Er warf drei zusammengeknüllte Geldscheine auf den Boden und drehte sich um. Bevor ich mich um die Scheine kümmerte, klopfte ich ihm auf die Schulter. »Chef, ich habe hier noch zwei davon«, wollte ich sagen, aber er schnellte erschrocken herum, dachte wohl, ich wollte ihn festhalten, und schlug mir seine Waffe hart gegen das Jochbein. Ich ging zu Boden, er rannte weg. Egal, den Minipeilsender hatte er dran.

.....

nicht mehr über das wundern, was ein vollständig ineinandergreifendes System fein ausgearbeiteter Maschinerie bewirkt, welches das rohe Material von uns empfängt und uns fertiggewebten Stoff zurückgibt. [...] In den Jahren 1771 bis 1775 wurden im Durchschnitt jährlich weniger als fünf Millionen Pfund roher Baumwolle importiert, im Jahre 1841 achtundzwanzig

Ich fühlte mich überhaupt nicht in der Form für irgendeine Art von Showdown und versuchte tapfer, das zu ignorieren. Ich raffte mich auf, trabte zu meinem Wagen, der so abgestellt war, daß ich mich in den letzten paar Tagen nie weiter als fünfzehn Laufminuten von ihm hatte entfernen müssen, und ließ den Motor an. Ich holte das Ortungsgerät unter meinem Sitz hervor und wartete auf das Signal. Wenn keins gekommen wäre, hätte ich wahrscheinlich das Lenkrad zerbissen.

Es kam. Und es führte mich nach zwanzig Minuten zu einem sehr ordentlichen Wohnblock. Ich las die Namen neben den Klingelknöpfen und fragte mich, ob ich das hätte kommen sehen können.

Ich läutete. Die Gegensprechanlage knackte: »Ja?«

»Guten Abend. Ich – habe eine Nachricht für Sie.«

»Nachricht? Von wem?« In der Stimme lag mehr Nervosität als in der dritten Fahrprüfung eines Achtzehnjährigen.

»Von Ihrer Mutter.«

»Äh, und was will sie?«

»Sie sagt, Sie sollen das lassen.«

Schweigen. Dann knackte es wieder.

»Gehen Sie weg, oder ich rufe die Polizei.«

»Nein. Wenn ich jetzt weggehe, rufe ich die Polizei. Im Moment brauchen wir die Staatsgewalt ja vielleicht noch gar nicht.«

Die nächsten 30 Sekunden Stille hatten den unverkennbaren Klang von in sich zusammenstürzendem Widerstand. Dann summte der Türöffner.

Oben wartete der Bürgermeistersohn in der Tür. Gewissermaßen in den Rahmen hineingesunken. Ich nahm ihn mit rein. Stühle standen in der Küche. Auch eine Flasche von dem konturlosen Zeug, das viele Leute für guten Whisky halten.

Manchmal kann man nicht wählerisch sein. Ich füllte zwei Kaffeebecher.

Eine Weile saßen wir schweigend da. Schließlich sah er mich an:

»Tut mir leid mit dem ...« Er wischte mit einer kraftlosen Bewegung seines Daumens über sein Jochbein.

Ich beruhigte ihn: »Bis ich heirate, tut's schon nicht mehr weh.«

Dann redeten wir über Manchesterhosen. Die, die er suchte, war seine eigene. Durch unglückliches Zusam-

menwirken der Weltkräfte (Bereitstellung entbehrlicher Garderobe für Wohltätigkeitsprojekt der Mutter, zwei sehr ähnliche Wäschekörbe, Putzfrau mit Liebeskummer) war sie an Bedürftige ausgegeben worden.

Warum er sie so dringend wiederhaben wollte, leuchtete mir sofort ein, nachdem er mir auseinandergesetzt hatte, wieviel in Folie geschweißtes weißes Pulver man absolut diskret in einen kräftigen Manchesterhosenbund einnähen kann. Und was diese Menge wert ist.

Warum er überhaupt ein Versteck für weißes Pulver gesucht hatte, leuchtete mir nur sehr bedingt ein, nachdem er mir auseinandergesetzt hatte, wie schlecht sein Wirtschaftswissenschaftsstudium, sein Kunststudium und seine Galerie liefen, wie ungünstig sein Versagen sich auf die Reputation seiner Familie auszuwirken drohe und wieviel Schadensbegrenzung man auf allen drei Feldern mit Geld bewirken könne.

Und er mache »nur aufbewahren ... und manchmal verteilen«. Sonst nichts.

Auf einmal fiel mir auf, daß mein Hut weg war. Mußte ich wohl verloren haben, als ich zum Auto gerannt war.

»Und was jetzt?«, fragte er.

»Mein Auftrag war, den Hosenkäufer zu stoppen. Habe ich das geschafft?«

Er nickte langsam, aber klar genug.

»Dann bin ich hier fertig. Für was anderes werde ich nicht bezahlt.«

In der Tür drehte ich mich noch mal um – wahrscheinlich war das der plötzliche Alkohol nach den Tagen auf der Straße: »Eine Frage gibt's gratis: Können Sie sich noch was Schlimmeres vorstellen, als das schwarze Schaf der Familie zu sein?«

Er lachte trocken auf: »Die Stelle ist bei uns schon weg. Mein Onkel. Bruder meiner Mutter. Hat neun Jahre eingessen. Vor ein paar Jahren haben sie ihn entlassen, und jetzt erträgt er keine geschlossenen Räume mehr. Lebt als Penner, immer draußen, irgendwo hier in der Gegend. Darf natürlich niemand wissen. Wird von allen komplett totgeschwiegen.«

Ich zog leise die Tür hinter mir zu.

Was das Leben doch für wundersame Schleifen schlägt, dachte ich: Jetzt mußte ich schon wieder zu Hartington's.

Millionen, und die Einfuhr von 1844 wird mindestens sechshundert Millionen Pfund betragen. 1834 arbeiteten über acht Millionen Mulespindeln, 110.000 mechanische und 250.000 Handwebstühle, und es lebten damals direkt oder indirekt beinahe anderthalb Millionen Menschen in den drei Reichen von diesem Industriezweige, von denen 220.000 allein in den

COWBOYS UND INDIANER

ALEKSANDAR ZOGRAF.

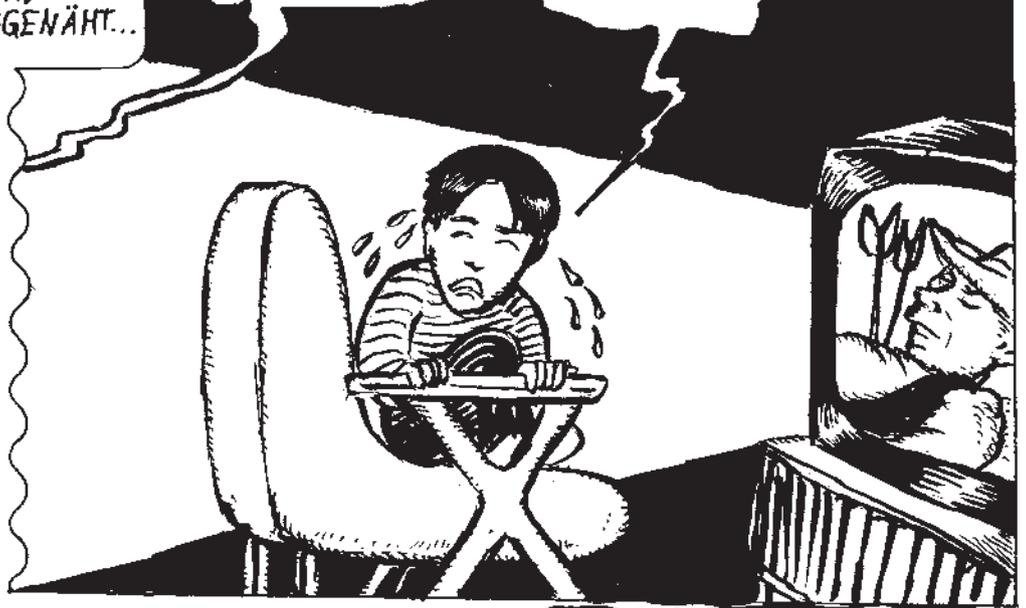
ALS KIND HATTE ICH MANCHESTERHOSEN;
AUF DER HOSENTASCHE WAR EIN BILD
VON EINEM COWBOY
AUF SEINEM PFERD
AUFGENÄHT...



ICH ERINNERE MICH, DASS ICH COWBOYS ANGEWETET HABE,
BIS ZU DEM TAG ALS ICH DEN FILM IM FERNSEHEN SAH, IN
DEM DER COWBOY VOM INDIANER BESIEGT WURDE...

SASA, WAS IST LOS
MIT DIR?

WIE KANN EIN COWBOY VERLETZT
WERDEN, HEUL!!!



KINDERSEELN SIND
SELTSAM. AB
DIESEM MOMENT WURDE
ICH INDIANERFAN...



SPÄTER, IN MEINEN ZWANZIGERN,
MACHTE ICH EIN INTERVIEW MIT
EINEM INDIANERHÄUPTLING,
WORAUF ICH EHRENMITGLIED EINER
INDIANERVEREINIGUNG
WURDE...



WIE AUCH IMMER, ICH
TRAGE NOCH HEUTE
MANCHMAL MANCHESTERHOSEN,
ABER AUF IHNEN SIND KEINE
BILDER ODER AUFNÄHER...

ALLES WURDE
NÜCHTERN!



Ob man Links- oder Rechts-
erzählt er mit Schmunzeln
ob man Links- oder Rechtsträger sei
sei man immer
im Herrenausstatter
zur Zeit als auf Maß noch billiger war
als von der Stange
gefragt worden

damit der Scheider die neue
maßangefertigte Hose
vorsichtig am jeweils andern Bein
hochzuppeln konnte bis Anschlag

und der Bruder
selbst ungleich zärter
und ich, tief beeindruckt
mit Welch höfischer Würde
unser Erzeuger
schon 1961 behandelt wurde

Heike Fröhlich

Fabriken arbeiteten; die Kraft, die von diesen Fabriken gebraucht wurde, war 33.000 Pferde Dampfkraft und 11.000 Pferde Wasserkraft. Der Hauptsitz dieser Industrie ist Lancashire, von wo sie auch ausging; sie hat diese Grafschaft durch und durch revolutioniert, aus einem obskuren, schlecht bebauten Sumpf in eine belebte, arbeitsame Gegend umgeschaffen, ihre

kollegen.

Von Steffen Langenhan

der egoismus deiner launen ist verständlich,
aber langweilig. sicher, uns allen mangelt es
an große und der triumph bleibt stets auf
seiten der mittelmäßigkeit, doch wenn du dich
aufschwingst, um den großen ernst zu geben,
dann, ja dann wird die trauer in aller kürze
feierlich. graziöseste spasmen vereinigen sich
mit unbewußtem haß in der uneinnehmbaren
indifferenz deines begehrens und in den tränen
deines opferwahns glitzert in gleichgültiger
pracht die sonne. kein mensch will verstanden
werden, keiner den erbärmlichen thron hergeben,
von dem aus er seine universen ordnet – in stillem
leiden, umsäumt von der heimlichkeit großmütiger
verachtung für all das ahnungslose gewese außer-
halb der ureigensten trance in der dunklen höhle,
wo die verkennung ihre filmchen abspult, damit
sich die martern lindern, diese fein sortierten
qualen, denen du dir wert bist. das panorama deines
kopfkinos stellt den letzten ort, an dem sich nicht
verhehlt, was der welten lauf dir schuldet, dieser
zechpreller an deinem immer schon zerbrochenen
herzen. es tut uns leid, es tut uns allen unendlich
leid, und dir, das ist anzunehmen, dir besonders.

.....

Bevölkerung in achtzig Jahren verzehnfacht und Riesenstädte wie Liverpool und Manchester mit zusammen 700.000 Einwohnern und eine ganze Masse andere Fabrikstädte wie mit einem Zauberschlage aus dem Boden wachsen lassen. Quelle: Friedrich Engels, Die Lage der arbeitenden Klasse in England, Einleitung; Leipzig 1845

ZEIT FÜR Manchester hosen



I FOUND
A PAIR OF
TROUSERS IN
MY GRAND
MAS
ATTIC



OH BOY!
THESE ARE
MANCHESTER
HOSEN -
THEY BELONGED
TO A SOLDIER



WHO I MET A LONG
LONG TIME AGO



HE FORGOT
THEM AND I
NEVER SAW
HIM AGAIN.



EMMA!
WHERE THE F***
ARE YOU AND
WHERE IS THE
DINNER?



Das nächste hEFt erscheint am 3. Januar 2011.

- » Offene Redaktion: 3. November, Weinstein Le Bar
- » hEFt-relieft am 29. Dezember in Erfurt
- » Redaktions- und Anzeigenschluß am 24. November
- » Kontakt: redaktion@heft-online.de
- » Thema: Zeit für Jesuslatschen

hEFt sucht

Das Thema der nächsten Ausgabe ist »Zeit für Jesuslatschen«. Wir suchen Schreiber/innen, Zeichner/innen und Fotograf/innen, die zu diesem dankbaren Thema einen Beitrag leisten möchten. Bei Interesse meldet euch unter: redaktion@heft-online.de oder telefonisch 03 61 – 2 11 59 66.

- » Autor/innen
- » Zeichner/innen
- » Fotograf/innen

hEFt zum Mitnehmen

- » **Erfurt** Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Peterknecht, Buchhandlung Tintenherz, Café Esperanto, Café Füchsen, Café Nerly, Café Tiko, Café Wildfang, Campus Hilgenfeld, Copy-Team, double b, Essbar, Haus Dacheröden, Henner Sandwiches, Kaffee Hilgenfeld, Klanggerüst, Kinoklub am Hirschlachufer, Kunsthaus, Künstlerhaus geWERK, Opera Hostel, Peckham's, Radio F.R.E.I., RedRoXX, Stadtgarten, Steinhaus/Engelsburg, Studentenclub UNI-k.u.m., Weinstein Le Bar, Waschsalon Schongang
- » **Weimar** ACC, mon ami
- » **Jena** Café Immergün, Café Wagner
- » **Gotha** art der stadt, KommPottPora
- » **Ilmenau** TU-Campus
- » **Eisenach** Café Zucker+Zimt

hEFte zum Herunterladen unter www.heft-online.de



» Autor/innenverzeichnis

» JESSY ASMUS, Jg. 1987, Suhl, studiert Visuelle Kommunikation an der Bauhaus-Universität Weimar » ANDREAS BAUER, Grafiker, Erfurt
» TILL BENDER, Autor und Drehbuchschreiber, Bremen » MAKHA BLANK, geboren in Georgien, lebt und arbeitet in Erfurt und übersetzt georgische Literatur ins Deutsche » RONJA BUSCH, Jg. 1978, Erfurt » RUZICA DEVIC, studierte Philosophie in Belgrad, Schreibtrainerin, derzeit European Voluntary Service in Erfurt » RUTH ELLIESEN, Jg. 1993, Schülerin, Erfurt » HEIKE FRÖHLICH, gebürtige Pfälzerin, studierte Germanistik und lebt seit 2002 in Jena » PAOLO FUSI, 51, Römer » REINHARD HUCKE, Jg. 1976, Medienwissenschaftler und Rundfunkredakteur u.a. bei Radio Funkwerk, lebt in Erfurt » STEFFEN LANGENHAN, 33 Jahre, Kulturingenieur, Autor und Kunstwerker » MARIA LUISA LEYPOLD, Jg. 1995, Schülerin, lebt in Erfurt » GEORG MALTZEN, 23 Jahre alt, besteht hauptsächlich aus Wasser, aus Springfluten und Eisbergen. Die Welt ist ein Wellenbrecher. www.maltzen.blogspot.com » ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt » THOMAS PUTZ, Jg. 1972, Kulturarbeiter, Erfurt » PETER RAULFS, Weingeist und Küchenschwabe » TOBIAS PRÜWER, geb. 1977 in Erfurt, lebt als Philosoph, freier Autor & Sprachspieler in Leipzig, www.dastextlabor.de » JULIA REINARD, Jg. 1980, Leipzig und Erfurt » TOM RITSCHEL, Erfurt, arbeitet in der Erwachsenenbildung und interessiert sich für die Dauerhaftigkeit und Dynamik urbaner Räume und für die dort lebenden Menschen, www.artundwege.de » ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar, www.flausen.net » STEFAN SCHÜTZ, Jg. 1964, Lyriker, lebt in Erfurt » DAVID TURASHVILI, Jg. 1966, georgischer Schriftsteller, er veröffentlichte Erzählungen, Reiseberichte, Drehbücher und Theaterstücke » SANDRA UHLITZSCH alias SANDRUSCHKA, Jg. 1978, lebt in Weimar » JOHN WEIDE, viel aufm Herzen. Nix aufm Kasten, der Musik und der Lyrik gleichermaßen » STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter » STEFFI WINKLER, Jg. 1978, Designerin, Erfurt, www.winklerin.de » ALEKANDAR ZOGRAF, Comic-Zeichner und Autor, lebt in Pancevo/Belgrad, www.aleksandarzograf.com

.....

.....winkel.in.de.....